.o.germ. 278 ha
(1

<36634794210017

<36634794210017

Bayer. Staatsbibliothek

Der Hirtenkrieg.

Novelle

in drei Theilen

von

Georg Döring.

Erſter Theil.

Frankfurt am Main.
Gedruckt und verlegt von J. D. Sauerländer.
1830.

233

P.o.gem 278 ha/1

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

33 a bG

Dem deutschen Dichter

im

Schweizerlande,

Heinrich Zschokke,

freundlich gewidmet

vom

Verfasser.

Ich trat — ein blöder Jüngling —
Einſt in des Meiſters Haus:
Sprich, Meiſter! Soll ich wandern
Kühn in die Welt hinaus?

„Die Jugend muß es wagen,
Dem Manne reift die Frucht!“
So lächelnd ſprach der Meiſter;
Drum hab' ich's auch verſucht.

Nun kommt nach vielen Jahren,
Der einſt ein Jüngling war,
Und beut dem edlen Meiſter,
Was ihm geworden, dar.

Der Hirtenkrieg.

Erſter Theil.

O kläglich Schauſpiel! o der blut'gen Zeit! —
Wenn Löwen um die Hölen ſich bekriegen,
Entgelten ihren Zwiſt harmloſe Lämmer.

Shakſpeare.

Erſtes Kapitel.

Laßt die Rechnung der Tyrannen
Anwachſen, bis ein Tag die allgemeine
Und die beſondre Schuld auf einmal zahlt.

Das Jahr 1798 hatte den Boden des Schweizerlandes mit Blut gedüngt. Alles aufopfernder Heldenmuth, neu erwachender Freiheitsſinn, eine Verwegenheit, die durch den Einfluß der Prieſter genährt und zu fanatiſcher Wuth geſteigert worden, kämpften vergebens gegen die überlegene Waffenmacht der Neufranken und gegen — eigenen Zwieſpalt. Jeder der Kantone, die noch an die alte Schweizerfreiheit glaubten, wollte einzeln dem herandringenden Feinde widerſtehen und in dieſem Dünkel fiel einer nach dem andern unter ſeinem Siegerſchritte. So mußten ſich Bern, Freiburg und

Solothurn der fremden Oberherrschaft beugen, so wurde Unterwalden mit Schwerdt und Flamme verwüstet, so pflanzte Luzern aus eigenem Antriebe den Freiheitsbaum auf und zitternd sah Zürich die fremden Krieger innerhalb seiner Mauern. Viele waren im Schweizerlande, die, unter dem alterthümlichen Drucke der Patriziergeschlechter fast erliegend, die neue Freiheit, welche aus Frankreich nahete, auch für ihre Befreierin ansahen, zu den Feinden übertraten und den Bürgerkrieg an die Heerde des Vaterlandes trugen. Da hatte dann das Land der Telle und Winkelriede gegen sich selbst gewüthet, da hatte es die tiefste Wunde in seine eigene Brust geschlagen. Das schwere und blutige Jahr war vergangen. Der Winter hatte mit seiner Schnee- und Eishülle die Leichen der Tausende von Erschlagenen gedeckt. Der Frühling kam wieder. Auf dem Lande schien die Ruhe des Todes zu liegen, während die fremden Machthaber die Städte und Flecken besetzt hielten; aber es war auch nur die Stille des Scheintodes, unter der Rachbegierde, Bruderhaß und

Wuth der Unterdrückten heimlich lauerten. Das Land sollte jetzt einig und untheilbar seyn, und ward die helvetische Republik genannt. Die Gemüther standen nie feindseliger einander gegenüber, als jetzt.

In dieser Zeit, als im Monate März die Wasser der Gebirge lebendiger zu rauschen begannen, als in den Thälern und am Fuße der Berge einzelnes Grün aus dem Schnee hervorbrach, kam mit ruhigem, lässigem Schritte aus dem Thale der wild rauschenden Sihl, da wo es sich gegen den berühmten Wallfahrtsort Einsiedeln hin öffnet, ein einzelner Wandersmann. Der Abend war nicht fern; die untergehende Sonne warf ihre letzten Strahlen auf die Gebäude des Klosters und des Fleckens. Der Mann, der eben aus dem Sihlgrunde herabstieg, besaß eine Gestalt, die durch ihre Höhe und Stärke jedem Achtung einflößen konnte, der sich etwa in feindlichen Absichten ihm näherte. Sie ging weit über das gewöhnliche Größenmaaß hinaus und würde wahrhaft riesenmäßig erschienen seyn, wenn er nicht, nach der Gewohn-

heit der Bergbewohner, den Rücken etwas gekrümmt und den Kopf auf die Brust niedergebeugt, getragen hätte. So war sein Angesicht nach dem Boden gesenkt, und er schien auch die Augen nach diesem zu richten, während doch seine Blicke unter den starken Augenbraunen rasch und forschend nach Allem umherblitzten, was ihn umgab. Die tiefen Furchen auf der hohen, weit hervortretenden Stirn, würden ihm das Ansehen eines Fünfzigers gegeben haben, wenn nicht die noch jugendlichen, festen und fast starren Züge seines Angesichtes, das auf den sonnengebräunten Wangen schimmernde Roth jenen Merkmalen des Alters widersprochen und sie eher als Verkündiger vieler überstandenen Beschwerden und trauriger Erfahrungen bezeichnet hätten. Sein Anzug war der eines schweizerischen Landmannes. Ueber die Schultern trug er eine Wandertasche und den landesüblichen Stutzen. Seinen Leib umgab ein breiter Ledergürtel, unter dessen hohem Wulste ein aufmerksamer Beobachter noch einen verborgenen Vorrath von Waffen vermuthen konnte.

Als der Wanderer im Begriff ſtand, den tannenbewachſenen Sihlgrund zu verlaſſen und den freien Raum zu betreten, von dem er den Wallfahrtsort überblicken konnte, beſchleunigte er ſeine Schritte und eilte raſch nach einem Gebüſche hin, das etwa zwanzig Schritte vom Rande der Tannenwaldung gelegen war. Hinter dieſes verbarg er ſich und war nun bemüht, indem er langſam und vorſichtig einige Zweige zurückbog, die Gegend um Kloſter und Flecken ſcharf zu beobachten, während er ſelbſt ſich vorſichtig jedem etwa lauernden Auge zu entziehen ſuchte. Seine Blicke ruheten beſonders auf dem Kloſter. Ein düſteres Feuer brannte in ihnen und der Ausdruck eines wilden Grimmes flog über ſein Angeſicht, als er die Brandtrümmern der Muttergotteskapelle erblickte, die, nach dem frommen Glauben der Landleute, von den Engeln ſelbſt geweiht worden und dennoch von der Verwüſtungswuth der Neufranken nicht verſchont geblieben war. Er biß die Zähne zuſammen und ſtieß den Kolben ſeines Stutzen, den er mechaniſch von der Schulter genommen

hatte, auf den Boden, dann sah er nach einer andern Stelle und als er hier eine französische Wache ruhig auf und niedergehend erblickte, zuckte plötzlich und unwillkührlich die Hand mit dem Gewehre empor, es lag zum Anschlage fertig an seiner Wange und man konnte es der Ruhe im Blicke, der Festigkeit in der Haltung des Mannes ansehen, daß, wenn jetzt sein Finger den Hahn des Stutzen berührt hätte, es um das Leben des Franzosen geschehn seyn würde. Langsam aber ließ er die Waffe wieder sinken, setzte den Hahn in Ruhe und sagte mit einem bittern Lächeln für sich hin:

„Es wäre nicht der erste, dem ich auf zweihundert Schritte hinaus die bunte Cocarde an der Mütze mit der Kugel in's Hirn gedrückt hätte! Aber was hülf' es, wenn ich den einzelnen fortschaffte und dann wie ein wüthender Wolf, der das Lamm erwürgt hat, wieder zurückflöge in die Wälder, die sie nicht kennen, in die Gebirge, in die sie sich nicht wagen? Sie müssen alle vertilgt werden, mit Feuer und Schwert, wie sie Dörfer und Wohnungen

vertilgt haben; keiner von den Mordbrennern und Mördern darf lebendig das Land der Freiheit verlaſſen, in dem ſie das Kind an der Mutter Bruſt, die jammernde Mutter, den wehrloſen Greis, das ſchwache Mädchen hohnlachend erwürgt.“

Der ſtarke Mann zitterte an allen Gliedern während er dieſe Worte in ſich hinein ſprach. Eine furchtbare Erinnerung ſchien ihn zu ergreifen. „Clevele Hergi!“ ſagte er in einem Tone, in dem ſich alle Schmerzen einer gefolterten Seele vereinigten. Dann warf er ſich zu Boden und drückte Stirn und Angeſicht in's feuchte Gras. So blieb er unbeweglich liegen. Von Zeit zu Zeit ließen ſich aus der Tiefe ſeiner Bruſt dumpfe, ſeltſame Laute vernehmen, die bald einer herzzerſchneidenden Klage, bald einer Aeußerung entſetzlicher Verzweiflung, der innerlich unterdrückten, um nichts mehr zu bezähmenden Wuth glichen. Nichts anders ſchien ihn jetzt zu beſchäftigen, als der ungeheuere Schmerz in ſeiner Bruſt. Die Sonne war hinter den weſtlichen Bergen verſchwunden, in der

einbrechenden Dämmerung ſtanden die Kloſtergebäude, wie mächtige, drohende Schatten da, fernher ragten noch mit ſonnegerötheten Gipfeln die Bergcoloſſe des Haken und des Mythen, eine Stille lag auf der weiten Natur, die nur ſelten durch das ferntönende qui vive! der Schildwachen unterbrochen wurde.

Noch immer war der Mann auf den feuchten Boden geſtreckt und der Quell ſeiner innern Pein ſchien unerſchöpflich. Da ließen ſich mit einemmale leiſe, eilige Schritte von der Seite des Kloſters her vernehmen. Sie näherten ſich dem Orte, wo der Wandrer lag. Manchmal wurde das Geräuſch, das ſie verurſachten, unterbrochen und derjenige, von dem ſie herrührten, ſchien dann ſtehen zu bleiben und pfiff mit einem wunderlich ziſchenden Tone, der nur in einiger Nähe gehört werden konnte, durch die Dämmerung. Der Wanderer erhob ſich nicht; aber, indem er jeden Laut, der ſich ſeiner Bruſt noch entringen wollte, mit Gewalt zurückdrängte, wandte er langſam den Kopf und ſah nach der Stelle hin, wo der ziſchende Pfiff herkam. Seine

rechte Hand fuhr nach dem Gürtel und ergriff den Stiel eines Messers, das er hier verborgen trug.

Indessen hatte derjenige, der sich durch jenes Pfeifen zu irgend einer Absicht bemerkbar machen wollte, den Ort erreicht, wo der Wanderer im Verstecke des Gebüsches lauschte. Hier blieb er stehen und klopfte in abgemessenen Zwischenräumen mehreremale leise in die Hände. Dieses Zeichen schien den Liegenden völlig zu beruhigen und zu überzeugen, daß er es mit einem Freunde zu thun habe. Er nahm die Hand vom Messer und stand langsam auf. Jetzt bemerkte ihn auch der andere und trat, ihm die Hand bietend, rasch auf ihn zu.

„Guten Abend, Walter Brenni!“ sagte mit einer feinen, fast weiberhaften Stimme der neue Ankömmling. „Ich habe dir schon gestern Abends aufgelauert hier am Tanneneck und mich wohl zwei Stunden lang umhergetrieben, wie ein unruhiger Waldspuk, gehorcht und geschaut und wieder gehorcht und geschaut, aber wer sich

nicht sehn ließ, war Walter Brenni, der Schütz von Stanzstaad."

„Nicht diesen Namen mehr, wenn wir gut Freund bleiben sollen!" erwiederte finster der Angeredete. „Ich weiß am Besten, was mir das Schießen bei Stanzstaad gekostet hat. Die Franzosen, die damals meine Kugeln getroffen, brennen in der Hölle, aber die Hölle, die seitdem in mir brennt, ist ärger als die, in der sie die Teufel peinigen. Doch das geht dich nichts an, Bendel!" fuhr er in einem ruhigeren Tone fort. „Richt' dein Geschäft aus! Mache keine eiteln, unnöthigen Worte, sprich was die frommen Herrn von mir begehren und was es Neues gibt in der Welt, das der guten Sache dienen kann."

„Wir werden noch Zeit genug haben zum Plaudern, denn wir sollen eine Reise mitsammen machen;" versetzte jener, der gegen den Wanderer, welchen wir unter dem Namen Walter Brenni näher kennen gelernt haben, wie ein Zwerg erschien. „Du sollst mich sicher zum Züricher See hinabgeleiten, Brenni, du sollst

mich auf verborgenen Pfaden, die keiner beſſer kennt im ganzen Lande, als du, hinabführen; denn auf den großen Straßen über den Ezel und die Schindeleggi lauern noch immer hie und da Franzmänner. So iſt es der Wille der frommen Patres. Sie haben Geſchäfte da unten, nach der Grenze des Landes hin und wo fänden ſie einen gewandteren Boten, einen geſchickteren Geſchäftsführer, als eben Gabriel Bendel, der in allen Geſtalten zu erſcheinen, in allen Zungen zu reden vermag?"

„Oft nur zu Viel!" warf Brenni ruhig hin. „Deine Plauderhaftigkeit kann einmal zum Verräther werden und deine alten Comödiantenkunſtſtücke täuſchen auch nicht jeden."

„Walter," ſagte faſt beleidigt der kleine Mann, indem er ſich auf den Fußſpitzen erhob und einen gewaltig großen dreieckigen Hut, den er trug, keck auf ein Ohr ſchob, „du magſt wohl weiter ſehen, als irgend ein Mann in dem Lande zwiſchen dem Bodenſee und dem Leman, wenn es gilt eine Gems oder einen Franzoſen auf's Korn zu nehmen, aber in politiſchen

Dingen, in dem Leben und Treiben unter uns Staatsmännern bist du noch blind, wie eine Eule am lichten Tage. Eben weil ich viel spreche, glauben die Leute, ich sage Alles was ich weiß und sey so ein treues Blut, das nichts bei sich behalte und das Herz auf der Zunge trage. Aber prosit! Was niemand erfahren soll, das liegt in dieser Brust verschlossen, wie in einer eisernen Truhe, und ich habe oft mit einem Strome von Worten einem andern den Mund zugehalten und ihn auf andere Gedanken gebracht, der mir schon auf der Spur war und mich auszufragen im Sinne trug, wie ein spanischer Inquisitor einen verdächtigen Ketzer. Und meine alten Commödiantenkunststücke, wie du sie zu nennen beliebst, Brenni? Freund, die haben der gerechten Sache schon bessere Früchte getragen, als manches Schweizermannes unerschrockener Muth und weithin zielendes Auge. Wer war im vorigen Jahre, als der Tanz zwischen Freiheits- und Constitutionsmännern losging, aller Orten mitten unter den Franzosen, bald als ein alter heimathloser Zigeuner, bald

als reiſender Schneidergeſell, bald als ein munterer Straßburger, der franzöſiſch und deutſch durcheinanderplauderte, die bunte Cocarde als einen Heiligenſchein und den Freiheitsbaum als den Baum alles Guten prieß? Wer brachte dann den Obmännern die ſicherſten und beſten Nachrichten von Zahl und Stellung der Feinde? Niemand anders, als Gabriel Bendel, der ehemalige Comödiantendirector, der viel Gutes ſonſt im Schweizerlande genoſſen hat und deshalb auch nicht von ihm läßt in der Noth. Sonſt war ein freies, fröhliches Leben in den Städten und Flecken und wo Gabriel hinkam mit ſeiner Bande und den General Schlenzheim austrommelte, den großen Abällino oder die wunderſchöne Inez de Kaſtro, da kamen die Batzen und Rappen geflogen und Alles hatte Liebe und Freundlichkeit zu dem Manne, der ſolche Herrlichkeiten brachte. Wie iſt es jetzt? die Paar Batzen und Rappen, welche die Franzoſen den Leuten übrig gelaſſen haben, reichen kaum hin, Sonntags ein Stück Käſe in's Haus zu ſchlachten und ein Paar Tropfen miſerabeln

Enzianwassers herbeizuschaffen. Die Kunst ist unterdrückt, sie kann nicht einmal nach Brod gehn, denn niemand hat welches. Dafür aber weiß sie sich zu rächen und hat sie bisher nur auf Rathhausböden, in Schenken und Speichern ihr Wesen getrieben, so handelt sie nun geheimnißvoll auf dem großen Welttheatrum mit zum Verderben derjenigen, die ihr Unglück bereiten wollten."

Unter dieser langen Rede hatte der ehemalige Schauspieldirector sich immer höher aufgerichtet und den feinen Ton seiner Stimme aus dem Discant zum Alt gesteigert. Der Mann aber, an den er seine Worte richtete, schien wenig auf diese zu hören. Er stand auf seinen Stutzen gestützt in ein trübes Sinnen verloren da. Seine Blicke ruheten am Boden, seine Gedanken waren abwesend. Erst als Bendel schwieg und eine Stille von mehreren Augenblicken zwischen den beiden Männern geherrscht hatte, erhob sich wie aus einem Traume erwachend, Walter aus seiner ruhenden Stellung und sagte in halber Zerstreuung:

„Warum soll ich denn gerade diesesmal mit dir gehen, Gabriel? Warum vertraueſt du bei dieſem Gange nicht auf deine Künſte, wie ſonſt?“

„Das hat ſeine eigene Bewandniß,“ antwortete Bendel, indem er von den Fußſpitzen in ſein gewöhnliches unbedeutendes Körpermaaß zurückſank und einige Verlegenheit blicken ließ. „Erſtlich iſt meine diesmalige Sendung von großer Wichtigkeit, zweitens trage ich gefährliche Papiere bei mir und drittens iſt da mit einem neuen Regimente franzöſiſcher Blauröcke ein Menſch angelangt, dem ſehr daran gelegen iſt, mich auf eine honett practicable Weiſe aus der Welt zu ſchaffen und der einen ſo ſcharfen Blick beſitzt, daß vor ihm keines meiner Kunſtſtücke beſtehen und er immer in mir den alten Gabriel Bendel, unter jeglicher Geſtalt herausfinden würde. Sollteſt du's glauben, Brenni, daß dieſer Menſch mein eigener Stiefbruder, Monſieur Jean Bendel, der Sohn meines leiblichen Vaters aus einer ſpätern Ehe iſt? Brenni, ich möchte weinen, wenn ich daran

denke, wenn ich mich ansehn muß, wie einen ausgestoßenen Karl Moor, wie einen verfolgten Julius von Tarent.“ Er schluchzte wirklich und mußte den Erguß seiner Thränen abwarten, die häufig über die eingefallenen Wangen herabrollten. Dann fuhr er fort: „ich bin mit einem gar zu weichen Herzen geboren für eine Zeit des Haders und der Kriege, wie diese ist. Alles rührt mich, Alles packt mich gleich im Innern. Aber,“ sprach er plötzlich, während er sich noch die Thränen abtrocknete, lachend weiter, „der Monsieur Jean Bendel soll sich doch anführen mit seinem werthen Stiefbruder. Er ist klug und ich bin nicht dumm. Er steht als Sergeant in Diensten der allein Freiheit spendenden Republik, ich bin Chargé d'affaires einer andern Macht. Er möchte gern mein Häuschen daheim im Münstergäßel in Straßburg fischen als ein willkommnes Erbe, ich werde zu protestiren wissen in jeglicher Weise. Er meint, weil er so groß ist, wie der Goliath und ich so klein bin, wie der David, so müßte er mich erdrükken; aber der David hatte eine Schleuder, die

den Großhans vor die Stirn traf und ihm das Bischen Gehirn ausschlug.“

Der kleine Mann war ganz eifrig geworden. Brenni hatte ihn gelassen angehört.

„Es ist gut!“ sagte er. „Du kannst mit mir zum See hinab gehen, denn ich selbst habe auch dort zu thun. Aber,“ fügte er hinzu, indem er den leichten grünen Rock, die dünnen Unterkleider Bendels mit einem spöttischen Blicke ansah, „deine Kleidung ist nicht gemacht zu einer Wanderung, wie wir sie vorhaben. Unser Weg ist rauh und die Nacht wird kalt. Du wirst frieren.“

„Wir Leute vom Theater frieren nie,“ versicherte Gabriel. „Wie manchen Winter habe ich in einer kalten Stube hingebracht, wie manche eisige Januarnacht hatte ich nichts um mich zuzudecken, als einen Lappen von einer alten Coulisse. Delikates Chrüsiwasser haben mir die frommen Väter mit auf den Weg gegeben. In dem Fläschchen steckt ein warmer Ueberrock und ein Brennstoff, der besser heizt, als trocknes Nadelholz vom vorigen Jahre her.“

Er hatte indeſſen einen leichten Ranzen, den er auf dem Rücken trug, höher aufgeſchnallt, ſo daß ihm deſſen Gewicht weniger beſchwerlich fallen konnte, und zeigte ſich nun, mit einem mächtigen Alpenſtocke bewaffnet, der weit über ſeine kleine hagere Geſtalt hinausragte, zu der nächtlichen Wanderung bereit. Walter Brenni aber machte noch keine Anſtalten, dieſe anzutreten. Er blickte, in ein ſchweigendes Sinnen verloren, vor ſich nieder und ſchien erſt nach einiger Zeit zu einem feſten Entſchluſſe gekommen zu ſeyn, den er nun dem ungeduldig werdenden Bendel mittheilte.

„Ich muß, ehe wir aufbrechen, einen der ehrwürdigen Herrn aus dem Kloſter ſprechen,“ ſagte er in einem ſehr beſtimmten Tone. „Am Beſten den Pater Cyprian, den ernſten, ruhigen Mann. Ich habe lange nicht gebeichtet und jedem Menſchen begegnet doch in dieſen Zeiten ſo Manches, das ihm ſchwer auf dem Herzen liegt und wovon ihn nur die heilige Kirche befreien kann.“

„Donner und Doria!“ rief der Comödiant

und sprang mit einer entsetzensvollen Gebehrde einige Schritte zurück. „Du willst dich in's Kloster wagen, Brenni, und weißt doch, daß dein Leben gerichtet ist, daß die Herren der Freiheit und Gleichheit deinen Kopf nach Dukaten abgeschätzt haben? Du weißt, daß drinnen ein Commissär mit der rothen Mütze und mit der dreifarbigen Cocarde den frommen Patres gebietet, daß jeder Ausgang mit Schildwachen besetzt ist, daß in der Kirche Dragoner liegen und am Altare ihre Pferde aus der Krippe fressen, du weißt das Alles und willst jetzt zur Beichte und Absolution gehen, als wenn es ein ruhiger, stiller Sonntag wäre, den jeder Christenmensch im Lande mit tauben Ohren und geschlossenen Augen feierte, um recht andächtig zu seyn im Innern?"

„Ich muß," erwiederte finster Walter. „Es ist jetzt so dunkel, daß uns die Schildwachen dort unten nicht sehen, und wir ziehen Schuhe und Stiefel aus, daß sie uns nicht hören können. Komm mit, Gabriel! Ich verberge mich in den Trümmern der eingeäscherten

Muttergottescapelle und du bescheidest mir den frommen Pater dahin. Dir thut niemand etwas. Du kannst frei aus- und eingehn im Kloster, denn dich halten sie für einen unschädlichen Mann und weil du gut französisch plauderst, so giltst du ihnen halb und halb für ihresgleichen und wenn du fortfährst, ihnen deine Lügen aufzubinden, so meinen sie gar, sie hätten einen Spion an dir gewonnen."

„Das meinen sie freilich!" sagte der kleine Mann, der sich durch diese Anerkennung seines Talents geschmeichelt fühlte und wohlgefällig in sich hineinkicherte. „So komm denn, Brenni!" fuhr er einwilligend fort. „Laß uns leise im Schatten der Anhöhe fortgehen, wir erreichen schon unbemerkt die Brandstätte. Dort steht keine Schildwache, denn dort gibt es nichts mehr zu holen, also auch nichts zu verwahren. Nimm mir nur den Ranzen, den Stock und den Hut ab! Die Constitutionsspitzbuben dürfen nicht ahnen, daß ich auswärts war, sonst ist des Fragens kein Ende und wir werden länger aufgehalten, als wir's für unsere nächtliche Reise brauchen können!"

Nachdem die beiden Männer alle Vorsichtsmaßregeln genommen hatten, die von Walter angegeben worden waren, verließen sie mit leichten, raschen Schritten die Stelle hinter dem Gebüsche. Sie schlüpften unhörbar die Anhöhe hinab, während Brenni, der Schütz, seine hohe Gestalt tief zum Boden hinabdrückte, um nicht gegen den Horizont des Hintergrundes bemerkt zu werden. Zu ihrem Glücke war es ein sehr dunkler Abend. Der Himmel war mit Wolken bedeckt und der Aufgang des Mondes erst gegen Mitternacht zu erwarten. Ohne ein Wort zu sprechen, hatten sie endlich die Trümmer der Capelle erreicht, Walter ließ sich auf eine Stufe des zerbrochenen Altares nieder und Gabriel schlüpfte durch eine schmale Lücke der nach dem Kloster zu gelegenen Mauer fort, um den Pater Cyprian herbeizuholen.

Zweites Kapitel.

Der Wüste kehr' ich meine Schritte zu.

In den Ruinen der Capelle herrschte eine Stille, die durch nichts unterbrochen wurde. Walter Brenni war nun schon seit mehrern Monaten ein Gegenstand der Aechtung und der Verfolgung. Man hatte seinen Muth, seine Stärke, seine unerschütterliche Vaterlandsliebe kennen gelernt, man wußte, daß er bei dem Landvolke in großem Ansehn stand und das Feuer, das hier unter der Asche glimmte, zur lichten Flamme anzuschüren bemüht war; deshalb fürchtete man ihn und beschloß, um dieser lästigen Furcht ledig zu werden, die Ursache derselben zu vernichten. Er wurde für einen Landesverräther erklärt und auf seinem Kopfe stand ein hoher Preis. Freilich war keiner jener Landleute treulos genug, ihn zu verrathen und wenn

auch ein Verräther sich gefunden hätte, so war die Gefahr, sich eines so kräftigen und verwegenen Mannes, wie Walter, zu bemächtigen, zu groß, als daß die Habsucht sich selbst durch die Hoffnung auf den Gewinn einer bedeutenden Summe Geldes hätte blenden lassen. Aber unter den Franzosen selbst gab es viele, die der hohe Preis anlockte. Sie wußten seine Spur zu finden, sie verfolgten ihn auf ungebahnten Gebirgspfaden, über die Wüsten der Gletscher, zu seinen geheimen Schlupfwinkeln. Keinem gelang es, den klugen Schützen zu fangen. Viele wurden von seiner Kugel getroffen, ohne daß sie wußten, woher diese kam; anderen, die schon glaubten, ihn in Händen zu haben, hohnlachte er von einer Klippe entgegen, die nach ihm niemand zu ersteigen den Muth hatte. Während in der rauhen Jahreszeit Alles in dem weiten Lande ruhig und still war, führten er und noch einige andre Verwegene den Krieg allein für sich fort. Dabei hatte er sich zu der größten Vorsicht, zu der höchsten Aufmerksamkeit auf sich selbst gewöhnt. Oft lagerte zufällig neben einem Strauche, hin-

ter dem er verborgen war, eine Schaar Franzosen, um von den Beschwerden des Marsches auszuruhen. Dann war sein Odem unhörbar, er selbst blieb unbeweglich, wie ein Steinbild, und nicht das leiseste Geräusch erweckte einen Verdacht.

Dieser Gewohnheit treu, saß auch in dieser abendlichen Stunde Walter, mit unhörbarem Odemzuge und ohne sich zu regen, auf der Stufe des zertrümmerten Altars. Seine Rechte lag am Hahne des Stutzen, der zwischen seinen Knieen lehnte, seine Linke stützte den Kopf, durch den immer, wenn er allein war, quälende Erinnerungen zogen. Um sich wenigstens auf Augenblicke diesen zu entziehen, schlug er die Augen auf und suchte die Gegenstände, die ihn umgaben, zu erkennen. Er war nun schon genug an die Dunkelheit gewöhnt, um sich in der Capelle selbst wiederzufinden, um die Umrisse der Umgebungen, die Gräuel der Verwüstung, die sich hier in aller Nacktheit darstellten, deutlich zu sehen. Wo er saß, hatte einst der Geweihete des Herrn gestanden und die Werke des wunderthätigen Marienbildes verkündigt, zu dem

alljährlich Schaaren von Gläubigen wallfahrteten, bei dem Kranke ihre Geneſung, Krüppel die Kraft und Stärke ihrer Glieder zurück erhielten. Jetzt war die Stelle durch einen Schutthaufen bezeichnet. Jene Wände, die von Marmor und goldener Bekleidung geſtrahlt, zeigten jetzt die ſchwarze Spur der Flamme, die hier gewüthet, und ſtanden nur noch in Trümmern, die mit jedem Augenblicke den gänzlichen Einſturz droheten. Dort hatten einſt hunderte gekniеet und hingeſunken in den Staub vor der Macht und Herrlichkeit der Muttergottes, von begeiſterungsvoller Andacht durchglüht, des Augenblicks geharrt, wo ſie ihre Wunderkraft verkündigen werde — jetzt waren die Marmorplatten des Fußbodens verſchwunden, ein ſchmutziges Waſſer hatte ſich in der Aushölung des Erdbodens geſammelt.

Walter wurde unter dieſen Betrachtungen von neuen bittern Empfindungen ergriffen. Er war in der Lehre der katholiſchen Kirche erzogen worden, er kannte kein Heil, als in ihrem Schooße, er verehrte ihre Lehren, als die Bo-

ten, ihr Oberhaupt, als den Stellvertreter Gottes auf Erden. Wie oft hatte er als Kind in dem Heiligthume, das hier eingeäschert und zertrümmert lag, an den jährlichen Wallfahrtstagen an der Seite seiner Mutter geknieet, wie oft in entzückender Erwartung geharrt und dann die Decke der Capelle sich öffnen, in himmlischem Glanze Engel erscheinen sehen und mit heißer, seliger Gier nach den Blumen und Kränzen gehascht, welche die Engel auf die begeisterte Menge herabfallen ließen! Er war ein Mann geworden und während die Erfahrung ihn gereift, hatte er auch einsehn gelernt, daß nicht alle Priester Boten des Herrn, daß ihre Thaten oft von sehr irdischen Absichten ausgegangen seyen; aber er war deshalb doch ein treuer Sohn der Kirche selbst geblieben, er rechnete das Unrecht ihrer Diener nicht ihr an und immer herrschte noch aus seiner Kindheit herüber jenes Vertrauen in seiner Brust, welches damals das heilige Marienbild ihm eingeflößt, der Glaube, ihr mit Leib und Leben dienen zu müssen bis zu seinem letzten Odemzuge, um an

der Seligkeit des Jenseits Theil zu haben. Der Feind der Kirche war sein eigener und sein Mißgeschick hatte ihm ein so herbes Loos zugeworfen, daß ein Haß ohne Gleichen gegen alle Franzosen, die ihm jenes gebracht, daraus hervorging.

„Auch diesen Frevel sollen sie büßen!“ sagte er im Geiste und mit dem Gefühle bitterer Rachsucht zu sich selbst. „Die Lawine soll über sie einbrechen am hellen Sommertage und alle hinabreißen in die Vernichtung, in die Hölle zu den Teufeln, denen sie gleichen, ohne Beichte und Absolution!“

Leise schleichende Schritte ließen sich von der Gegend her vernehmen, wo Bendel verschwunden war. Brenni wandte das Haupt. Eine dunkle Gestalt nahete sich ihm und in den leise ausgesprochenen Worten: „ich grüße dich per Mariam, sanctissimam matrem!“ erkannte er den Pater Cyprian. Er wollte antworten, aber der Pater flüsterte ihm entgegen, zu schweigen und führte ihn, nachdem er des Schützen Hand ergriffen, über Gerüll und Trümmer in

einen Winkel der Ruine. Hier zeigte ſich ihnen beim Scheine einer kleinen Blendlaterne, welche der fromme Herr jetzt unter ſeinem Gewande hervornahm, eine ſchmale und niedrige Eiſenthüre, die, hinter einem Mauerpfeiler verſteckt, nicht leicht bemerkt werden konnte. Der Pater öffnete die enge Pforte und nur mit tief gebogenem Rücken vermochte der hochgewachſene Walter ſeinem Führer in ein kleines gewölbtes Gemach zu folgen, wo ein Altar mit einem Bilde der heiligen Jungfrau, ſo wie einige Bet- und Beichtſtühle den Schützen überzeugten, daß man bei aller Wachſamkeit der feindlichen Krieger eine Zuflucht für die zu gründen gewußt habe, welche hier an der ſeit Jahrhunderten geheiligten Stätte den gewohnten Troſt der Religion für ihr beunruhigtes Gemüth aufſuchten.

Der Pater zündete ſtill zwei Kerzen auf dem Altare an, dann verbarg er die Blendlaterne am Boden. Er deutete wehemüthig auf die düſtere, kärgliche Umgebung und ſagte in einem traurigen Tone:

„Es hat ſich Alles verändert, hier auf die-

ſer kleinen Stelle, wie in der weiten Eidgenoſſenſchaft. Sonſt war dieſes Gemach ein Behältniß, wo überflüßige Dinge, unbrauchbare Geräthe, die im Wege ſtanden, aufbewahrt wurden; jetzt iſt es zum Heiligthume geworden, wo die heilige Kirche ihren Segen ſpendet. Aber," fuhr er mit bewegter Stimme fort, „ihre Macht verkündigt ſich dennoch ebenſo mächtig hier im Dunkel der Verborgenheit, zwiſchen dieſen nackten feuchten Mauern, wie ſie es einſtens gethan in dem nun verwüſteten Gotteshauſe, bei dem Glanze von tauſend Kerzen und angerufen von der unzählbaren Schaar der Gläubigen. Darum," ſetzte er ſanfter hinzu, „kniee nieder, Sohn des Staubes, und lege die Sünden, die deine Bruſt belaſten, an das Mutterherz der heiligen Kirche, daß ich, als ihr unwürdiger Diener, dich davon löſe per sanctam Mariam."

Da beugte Walter Brenni ſeine Kniee vor dem menſchenfreundlichen Prieſter und Vieles, was ihm ſeit Monden ſchwer auf der Seele gelegen und das Herz beengt hatte, vertraute er ihm nun unter dem Siegel der Beichte. Aber

welchen Troſt auch die Worte des Paters in ſein Herz flößten, ſo war doch eine Sache darin, die mit ſolcher Bitterkeit an ſeinem innerſten Lebensmarke nagte, daß die Schmerzen, die er empfand, durch kein Prieſterwort, durch keine Hoffnung, durch keine Täuſchung konnten gemildert werden! Er erhob ſich ſeufzend, als der Pater ihm die Abſolution ertheilt hatte. Er fühlte ſich beruhigter, aber nur inſofern jemals auf Erden noch eine Empfindung der Ruhe in ſein Gemüth einziehn konnte. Was er verloren hatte, blieb unerſetzlich; wie er es verloren hatte, das war die entſetzliche, flammende Erinnerung, vor der jede Freude des Lebens verdorrte und nur die Ausſicht auf Rache dem Daſeyn noch einigen Werth verlieh.

Die Kerzen erlöſchten unter der Hand des Paters und, indem er Brenni's Hand wieder faßte, ſagte er mit gedämpfter Stimme:

„Du warſt oben im Gebirge bei dem Verfolgten? Du haſt mit ihm die Lebensmittel und Waffen getheilt, die wir aus unſerer gegenwärtigen Armuth ſenden konnten? Sprich, mein

Sohn, wie geht es ihm, haben die Böſewichter, welche das Vaterland verwüſten und unſere Religion vernichten möchten, eine Spur ſeines Verſteckes gefunden?"

„Diejenigen, die ſich bis dahin wagten, leben nicht mehr," antwortete finſter der Befragte, indem er mit der Rechten bedeutungsvoll auf den Lauf ſeines Gewehres ſchlug. „Uebrigens geht es ihm, wie der gehetzten Gems, die endlich ermattet in einer unzugänglichen Verborgenheit die Ruhe findet, die kein Jäger ſtören kann. Er hofft auf beſſere Zeiten. Wer hofft nicht darauf? Alle," ſetzte er düſter hinzu, „nur ich nicht."

Pater Cyprian ſchien die letzten Worte zu überhören. Indem er die Blendlaterne vom Boden aufnahm, fragte er weiter:

„Wo haſt du ihn verborgen, mein Sohn? Er iſt zwar ein Ketzer, aber an einem Ketzer, welcher der Sache der heiligen Kirche und des Vaterlandes mit ſolchem Eifer diente, wie er, nimmt auch wiederum die heilige Kirche einen mütterlichen Antheil."

Der Schütz war über die Antwort, welche er geben ſollte, unſchlüſſig. Nach einigen Augenblicken der Stille verſetzte er mit einem Anfluge von Bitterkeit:

„Ich beichte nur meine Sünden, hochwürdiger Herr, nicht die Geheimniſſe eines andern, die keine Sünden ſind. Sonſt lag meine ganze Seele offen da vor dem Auge meines Beichtigers; ſeitdem aber der Pater Marianus am Tage der Rothenthurm's Schlacht die Schweizer Freiheit verrieth und meineidig den Paß auf dem Ezel mit ſeiner Kriegerſchaar verließ, ehe er noch einen Feind geſehen hatte, ſeitdem bin ich mißtrauiſch geworden und bekenne nur das, was das Heil meiner Seele betrifft.“

„Der Unglückliche!“ ſeufzte Cyprian und hob die Hand, um die Thüre des Gewölbes zu öffnen. Noch einmal aber hielt er inne und richtete, ehe er den Schützen entließ, die Frage an ihn: „und bringſt du ſonſt nichts aus der Welt mit, was die Hoffnung der Diener der Kirche und der Vaterlandsfreunde nähren könnte?“

„Meine Welt ist die Wüste und, wo das Eismeer starrt, schlage ich oft meine Wohnung auf," erwiederte düster Brenni. „Aber auch dort lausche ich auf jeden fernen Laut, dort sehe ich auf jedes Zeichen, welche eine Regung der Eidgenossen zur alten Freiheit verrathen. Ich bin über den Krispalt, den Gotthard und die Furka bis zum Lande Wallis vorgedrungen und dort erfuhr ich von treuen Sennhirten, daß Alles gährt in dem Thale, das die Rhone durchströmt, daß Oesterreicher und Russen sich nähern aus Welschland und Alles bereit ist, beim ersten Erscheinen dieser Krieger auf den Bergen, die alte Maze von Wallis aufzurichten und die Franzosen vor ihr furchtbares Blutgericht zu laden. Dann ging ich wieder zurück und wandte mich über den Baduz und den ungeheuren Dödi, auf Pfaden, die Gemsjäger selten betreten, in das Bündnerland. Dort kämpfen die Oesterreicher noch immer tapfer und mit ihnen das Landvolk, das auch des neuen Regimentes nicht mag."

„Und im Schwyzerlande, in Uri und Un-

terwalden," fiel lebhaft der Pater ein: „wie denken da die Landleute?"

„Auf Unterwalden liegt die Ruhe des Grabes," sagte mit einem Seufzer der Schütz. „Die Armen hoffen und harren. Sie beugen sich unter der harten Faust, unter der Uebermacht des Siegers; sie hängen an so vielen Dingen, die ihnen lieb sind durch Gewohnheit, an ihrem Hauswesen, an ihrem Viehstand; aber sie denken doch auch immer an die alte Freiheit und träumen von ihrer Wiederkehr. In Schwyz aber brennt die Gluth unter der Asche; bald wird sie ausbrechen, verderblich, vernichtend. Glaubt mir, hochwürdiger Herr, wenn die Stunde der Rache schlägt, die nach der ewigen Gerechtigkeit Gottes nicht mehr fern seyn kann, wenn vom Albis und Hütli am Zürchersee, auf dem Haken und Mythen, auf dem Rigi und dem Stanzer Horn die Flamme lustig von der Hochwacht auflodert in die Nacht, wie in den Zeiten des Tellen ein Zeichen der Freiheit und des Kampfes, dann bleibt keiner der Männer in diesen Thälern müßig und ihr Arm wird furcht-

bar ſtrafend niederfallen auf die Feinde Gottes und der Menſchen.“

„Alſo geſchehe es per Mariam!“ beſchloß der Mönch, indem er dem Schützen ſeinen Segen ertheilte. Dann führte er ihn, indem er die Leuchte wieder unter ſeinem Gewande verbarg, zurück in die Ruine, wo ſchon Gabriel Bendel ungeduldig ſeiner harrte.

Ohne ein Wort weiter zu ſprechen, verließen ſie die Capelle. Ebenſo vorſichtig, wie ſie ſich dieſer genähert hatten, kehrten ſie zu jenem Gebüſche zurück, wo ſie zuerſt mit einander zuſammengetroffen waren. Von hier ſchlug Walter einen Weg ein, der über Steingerüll und immer zwiſchen Buſchwerk verborgen zum Ufer der Sihl hinabführte. Seinen ruhigen weit ausgreifenden Schritten mußte der kleinere Gefährte in einem fortwährenden Trabe folgen und Gabriel's lautes, kurzes Odemholen bewies hinlänglich, daß dieſe Art der Wanderung weder ſeiner Leibesconſtitution, noch ſeiner Gewohnheit entſprach. Er ſtrauchelte oft über Steine, die im Wege lagen, und die er bei einem ohnehin

kurzen Geſichte in der Dämmerung nicht bemerkte. Dann mußte er ſich bei dem Aufenthalt, den dieſe Widerwärtigkeiten verurſachten, wieder um ſo mehr beeilen, den Schützen, der zu ſehr mit ſeinen Gedanken beſchäftigt war, um das Zurückbleiben des Reiſegenoſſen zu bemerken, einzuholen.

Sie ſtanden an dem Ufer der Sihl, aber es zeigte ſich keine Brücke, kein Steeg, der hinüberführte. Ueberlegend blieb Walter einige Minuten am Rande des ſchäumenden Stromes. Er blickte hinab und hinüber, er ſchien, ſo weit es die Dunkelheit erlaubte, ſeine Breite zu meſſen.

„Ein ſchöner Weg das!“ ſchalt indeſſen Gabriel. „Nicht genug, daß ich mir nun ſchon ſeit einer viertel Stunde die größte Mühe geben muß, Hals und Bein nicht zu brechen, nun ſoll ich auch noch die Waſſerprobe beſtehen, wie der heldenmüthige Prinz Tamino, ohne ſeine hülfreiche Zauberflöte zu beſitzen. Ja, wenn es hier ſo ein trocknes Waſſer wäre von Silberpapier und Zindel, wie es in den Tagen meines Glanzes durch meine Couliſſen rauſchte — dann

ließe ich mir das Ding schon gefallen und wollte meine Sache passabel machen! Aber so ein nasser, kalter, wirklicher Waldstrom, ich möchte weinen, wenn ich daran denke, daß der Sohn meiner Mutter hier mit Lebensgefahr durchpassiren soll und weiter unten, wo der Steeg, der ehrliche dienstwillige Steeg, hinüberführt, ein verdammter Franzose, mit einem geladenen Gewehre auf der Schulter und einem grimmigen qui vive auf der Zunge, steht!"

Die stets bereitwilligen Thränenschleusen des kleinen Mannes waren in der That nahe daran sich zu öffnen und einem Erguße der Rührung über sein unglückliches Schicksal Raum zu lassen. Da fühlte er sich aber plötzlich von einem Paare kräftiger Arme umfaßt und emporgehoben, wie ein Kind. Ein Schrei, den er auszustoßen im Begriff war, wurde durch eine leise Mahnung Walters unterdrückt und als er nun, von dem ersten Schrecken sich erholend, erkannte, daß es der Schütz war, der ihn auf seine Schulter gehoben hatte und nun mit festem Schritt in das Bett des Stromes hinab-

ſtieg, um durchwatend das andere Ufer zu erreichen, da verkehrte ſich jenes beginnende Weinen wieder in ein fröhliches Kichern und er würde ſein inniges Dankgefühl durch einen Kuß in das bärtige Antlitz Brenni's an den Tag gelegt haben, wenn nicht derjenige, der ihn trug, unwillig und mit einer heftigen Bewegung, die ſeine leichte Laſt mit einem Falle bedrohete, ſich abgewandt hätte. Walters ſcharfes Auge erſpähete jeden hervorragenden Stein, jeden umgeſtürzten Baum, der zwiſchen den Wellen des reißenden Stromes ſeinem Fuße einen feſten Punkt bieten konnte. Oft aber mußte er bis an die Kniee im Waſſer waten und der kleine Mann auf ſeinem Arme bebte erſchrocken und furchtſam zuſammen, wenn er das Plätſchern im Strome vernahm. Sie ſtanden vor dem jenſeitigen Ufer, allein dieſes war ſo ſteil, daß Brenni mit ſeiner Laſt auf dem Arme es nicht zu erklimmen vermochte. Er bedachte ſich einen Augenblick. Dann faßte er plötzlich den Gabriel mit ſeinen mächtigen Händen unter beide Arme und ſchwang ihn über ſein Haupt hin auf

den trocknen Vorsprung des Ufers, wo nun dieser, einige Beschwerden über eine solche unerwartete Gewaltthat in sich hineinmurmelnd, rasch sich emporraffte. Er selbst stieg ruhig und ohne sich zu übereilen hinan.

Bendel stand oben am Rande des Flusses und blickte in die rauschenden Wellen. Das angenehme Gefühl, glücklich und trocknen Fusses herübergekommen zu seyn, überwog den Unwillen, den er bei dem plötzlichen unsanften und erschütternden Niedersitzen auf festen Grund und Boden im ersten Augenblicke empfunden hatte. Er reichte dem Schützen seine Flasche mit Chrüsswasser und sagte:

„Ich muß gestehen, Walter, du bist ein Mann, der die raschen Expeditionen liebt, aber es wäre nur zu wünschen, daß du denjenigen, die sie betroffen, zuvor einen kleinen Wink, eine gefällige Andeutung über deine nächste Absicht mittheilen möchtest. Eine so plötzliche Versetzung auf deine Riesenschulter, ein so unerwarteter Sprung auf das hohe Ufer, sind Dinge, die einen Mann von minderer Geistesgegenwart,

als mich, einen ſchweren Schreck und in Folge dieſes eine lebensgefährliche Krankheit zuziehn könnten. Aber gib mir die Flaſche zurück, Brenni! Ich ſehe, du trinkſt doch nicht, du kannſt vor lauter Nachdenken nicht dazu kommen und mir thut eine Stärkung noth auf die überſtandene Gefahr."

Während der Comödiant die Flaſche an die Lippen ſetzte, um einen tüchtigen Zug zu thun, ſprach der Schütz halb laut und überlegend in ſich hinein:

„Wenn ich den ſichern, aber weit abführenden Weg durch das Wäggithal nehme, ſo komme ich vor Anbruch des Tages nicht am Seeufer an. Dann iſt Alles ſchon rege dort, dann kann ich nicht zu dem alten Herrn gelangen und wer weiß, wie mir die ſpitzbübiſchen Franzoſen den Rückweg verlegen würden! Nein, nein, das geht nicht! Wann die Sonne hinter den Bergen aufſteigt, dann muß ich ſchon wieder in Wäldern und Schluchten ſeyn, wo nur der Fuß des Einzelnen ſich hinverirrt. An der Sihl hinab über Stock und Stein — die Straße

über den Ezel rasch durchschnitten — dann mitten durch den Wald hinüber — das Wirthshaus und den gebahnten Weg rechts gelassen — so macht es sich und um Mitternacht spätestens klopfe ich an's Fenster des alten Herrn!"

Bendel hatte getrunken. Mit dem Feuer des Getränkes rann neuer Muth und neue Lebenskraft in seine Adern. Er schob die Flasche in seinen Ranzen und sagte ermunternd zu seinem Gefährten.

„Nun vorwärts im Sturmschritte, Camerad! Ich fühle Muth in mir zu den kühnsten Unternehmungen, zu verwegenen Gastrollen auf der politischen Weltbühne und bin auch mit allen Requisiten dazu, mit entstellenden Perücken, falschen Bärten und Schminken, die alle Couleuren führen, versehen. Brenni, ich fürchte, du verstehest mich nicht und vermagst nicht, die tiefsinnigen Dinge, die Geheimnisse der Kunst, die ich dir offenbare, gebührend zu würdigen; aber es kann eine Zeit kommen, in der du sie erkennst und mich dann bewunderst als einen großen Mann. Jetzt vorwärts ohne Zaudern!

Ich fühle eine Armee in meiner Bruſt — Tod oder Freiheit! Wenigſtens ſollen ſie keinen lebendig haben.“ *)

Drittes Kapitel.

Mein eignes Schreckniß irr' ich durch die Berge,
Und fahre ſchaudernd vor mir ſelbſt zurück.

So lebendig und raſch nun auch Gabriels Gang wurde, ſo blieb Brenni mit ſeinen ruhigen weiten Schritten ihm immer zur Seite. Manchmal mußte doch Brendel in ſeinem Hüpfen und Springen eine Pauſe machen, um ſich zu erholen, dann war auch der Schütz gleich wieder eine Strecke voraus und der kleine Mann hatte wieder vollauf zu thun, ihn zu erreichen. Walter hatte ſich auf den einſamen Wanderungen, zu welchen ihn ſein Schickſal nö-

*) Worte aus Schillers Räubern.

thigte, gewöhnt sich ganz seinen Gedanken hinzugeben und sich in diesen nicht mehr stören zu lassen, als es die Achtsamkeit auf den Weg, den er einzuschlagen hatte, verlangte. Freilich wurde durch den bittern Schmerz, der an seinem Herzen nagte, dieser Gedankenkreis sehr beschränkt und es waren nur immer dieselben peinigenden Erinnerungen oder Pläne der Rache, die seinen Geist beschäftigten; aber er war nun einmal wie fest gebannt in diese Schranke und wollte sie auch nicht übertreten, so bestimmt sie Alles ausschloß, was auf Erden noch dem Menschen erfreulich seyn kann. Brendels unaufhörliches Gerede fand keinen Eingang bei ihm. Er schritt schweigend fort auf dem Uferrande der Sihl, neben dem im tiefen Grunde über Stein und Klippen die schäumenden Wellen hinabrauschten. Gabriel wurde es endlich um so mehr müde, seine Beredtsamkeit an taube Ohren zu verschwenden, da die Unebenheiten des Weges, durch weit ausgewachsene Wurzeln der wilden Tannenwaldung, durch große, bei einem mächtigen Naturereignisse hierhergeschleu-

derte Felsblöcke veranlaßt, ohnehin das Sprechen erschwerten und die Aufmerksamkeit der nächtlichen Wanderer in Anspruch nahmen. Er keuchte jetzt hinter dem Schützen her, der, wenn auch die Hindernisse, die sich oft ihm entgegen stellten, einen weiten Abweg von dem Ufer nothwendig machten, doch immer bedacht war, wieder an dieses zurückzugelangen. An vielen Stellen lag noch Schnee. Dieser war am Tage auf der Oberfläche geschmolzen, jetzt aber bei dem eintretenden, schaurigen Nachtfroste mit Glatteis überzogen. Oft mußte da der Schütz dem Reisegefährten, dessen Schritt nicht so fest und sicher war wie der des geübten Bergwanderers, die hülfreiche Hand bieten; einmal, als der kleine Mann schon zu Boden gefallen war und unaufhaltsam dem Abgrunde, in dem die Sihl rauschte, entgegenglitt, konnte jener ihn nur durch einen mächtigen, zuvorkommenden Sprung von einem gefährlichen Sturze retten.

Die Waldung, durch die sie bisher hingeschritten waren, wurde weniger dicht, sie sahen durch die Zwischenräume der Bäume den tief-

blauen Himmel, von dem ſich das Gewölk verzogen hatte, einzelne Sterne glänzten freundlich herab. Gabriel ſchöpfte freier Odem. Der Weg ſchien gebahnter zu werden, die Felsblöcke waren verſchwunden und die Tannenwurzeln erſchwerten nicht mehr ſo ſehr die Schritte des kleinen Mannes. Er fühlte ſich vergnügt und wollte, von neuer redſeliger Laune ergriffen, anfangen zu ſprechen. Da aber raunte ihm Brenni mit leiſer, tief unterdrückter Stimme zu:

„Kein Wort Bendel, wenn dir deine Sicherheit lieb iſt! Wir ſind nahe an der Straße, die über den Ezel führt. Dort iſt die Brücke über die Sihl und dort ſteht auch ein verdammter qui vive, der uns alle Schildwachen und Pikets vom ganzen Ezel auf den Leib jagen würde, wenn er uns bemerkte!“

Er hatte mit der Hand links, die dunkle Schlucht hinabgedeutet, in der ſich die Sihl rauſchend fortbewegte. Jetzt wandte er ſeine Schritte zur rechten Seite am Rande des Waldes hin, der ſich in einiger Entfernung der großen Landſtraße mehr und mehr näherte. Ben-

del war klug genug, um einzusehen, daß er unter diesen Umständen seine Zunge fesseln müsse und nichts Besseres thun könne, als schweigend seine Schritte denen des kundigen Führers anschließen. Sie mußten einen ansehnlichen Umweg machen, um eine Stelle zu erreichen, wo sich die Waldung bis dicht an die Straße hinzog und jenseits dieser sich eine Schlucht befand, in der sie wohlverborgen beinahe bis auf die Höhe des Hügel gelangen konnten. Brenni kannte diese Gegenden so genau, daß er in der Wahl seines Wege nicht irren konnte. Jene Stelle, wo er gedachte die offene Straße zu überschreiten, war wohl eine halbe Stunde von der Brücke und dem Wachposten entfernt. Von der Schildwache also hatten sie nichts zu fürchten. Sie gingen rasch und still vorwärts. Als sie sich der Straße näherten, glaubte Walter von dorther ein Geräusch zu vernehmen. Er sagte nichts, aber ergriff Bendel's Arm und zog den Gefährten, von dem ebenfalls einige verdächtige Laute gehört worden waren, tiefer ins Gebüsch. Langsam und vor-

ſichtig, jeden Schritt bewachend, daß er ihre Gegenwart nicht verrathen möchte, ſchlichen ſie unter dem Schutze des Buſchwerks der Straße ſo nahe als möglich. Jetzt drang deutlich ein lautes Lachen von verſchiedenen Stimmen an ihr Ohr, jetzt unterſchieden ſie ein lebhaftes Hin- und Herreden in franzöſiſcher Sprache und als nun Brenni einen freien Blick durch das Geſträuch gewann, erkannte er einen Trupp von etwa zwölf franzöſiſchen Kriegern, die, auf den jenſeitigen Abhang der Straße gelagert, von ihrem Marſche auszuruhen ſchienen. Er ſah die Gewehre durch das Dunkel blitzen, das jetzt beim Sternenſcheine nicht mehr ſo dicht war, als früher; er unterſchied die einzelnen Geſtalten, unter denen beſonders eine von ungewöhnlicher Größe ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich zog. Er vernahm am Meiſten die Stimme dieſes Mannes, der über die andern eine Art von Oberherrſchaft zu führen ſchien und deſſen Reden das Gelächter der übrigen zu Wege brachten.

Brenni verſtand nicht, was er ſagte,

aber deſto mehr mußte Gabriel von dem Sinne ſeiner Worte, von der ganzen Erſcheinung ergriffen ſeyn. Er hatte den Arm des Schützen gefaßt, er klammerte ſich, wie in großer Beängſtigung, an dieſen und bebte an allen Gliedern. Walter ſtand unbeweglich. Er konnte ſich nicht erklären, wodurch die Empfindungen ſeines Gefährten in einen ſo großen Aufruhr verſetzt wurden, er ſah um ſo weniger ein, weshalb dieſer an einem Orte, der ihnen hinlängliche Sicherheit bot, alle Herrſchaft über ſich ſelbſt verloren hatte, da er wußte, daß Gabriel, bei manchen lächerlichen und ſeltſamen Eigenſchaften doch einen muthigen und ſelbſt verwegenen Character beſaß, den er in vielen Gelegenheiten bewährt hatte. Er würde ihn leiſe befragt haben, allein er wollte ſelbſt das unbedeutendſte Geräuſch vermeiden, er wollte lieber zu weit gehen in der Vorſicht, als durch eine kleine Vernachläſſigung derſelben das Gelingen ihres Unternehmens auf das Spiel ſetzen. Da aber brach Gabriel ſelbſt das Schweigen

und flüsterte schluchzend zu Brenni's Ohr hinauf:

„Siehst Du den Langen? Das ist der Cain, dessen Abel ich seyn werde. Das ist der Monsieur Jean Bendel aus dem Münstergäßchen in Straßburg.“

„Qui va là?“ brüllte in diesem Augenblicke die gewaltige Stimme des Sergeanten. Er war aufgesprungen, hatte sein Gewehr ergriffen und that einige Schritte vorwärts nach dem Gebüsche hin. Der Schütz packte seinen Gefährten mit einem Arme um den Leib und drückte ihn so stark an sich, daß dieser, dem nun auch die Furcht den Mund verschloß, nicht im Stande war, sich zu bewegen und durch eine solche Bewegung ein Geräusch zu veranlassen, das den Argwohn des Sergeanten bestätigen konnte. Die übrigen Franzosen waren ruhig auf ihren Plätzen geblieben. Bendel vernahm mit erwachender Hoffnung, daß sie den gefürchteten Bruder wegen seiner Neigung, allenthalben Feinde zu wittern, bespöttelten und versichernd hinzusetzten, keiner von ihnen habe

das Mindeste gehört und es müßte etwas von einem Sonntagskinde in ihm stecken, daß er hier, wo im vorigen Jahre blutig gekämpft worden, von den Geistern der Erschlagenen beunruhigt werde. Der Sergeant aber trauete mehr seinem scharfen Gehör, als den Reden seiner Cameraden.

„Es gilt die Probe!“ sagte er, indem er sein Gewehr auf die verdächtige Stelle anlegte. „Die Passauer Kunst ist verloren gegangen und weilt etwas Lebendiges in dem Gebüsche, so werden wir gleich davon hören.“

Er drückte ab. Die Kugel flog über Bendel's Haupt hin, dicht an den Ohren des Schützen vorüber.

„Den Schuß bleibe ich dir schuldig;“ sagte dieser in sich hinein. „Wir wollen sehen, wer es besser kann; es soll sich zeigen, ob die Münze, mit der ich dich wieder bezahle, nicht von besserm Schrot und Korne ist, als die deinige!“

Eine erwartungsvolle Stille unter den Franzosen folgte der Entladung des Gewehres. Al-

les blieb ruhig in dem Gebüsche, nichts verrieth die Gegenwart eines lebendigen Wesens. Nach einigen Augenblicken des Schweigens brachen die Kriegsmänner in ein lautes Gelächter aus und die Neckereien gegen den Sergeanten, der so unnütz sein Pulver und Blei an das Geräusch des Windes in den Blättern verschwende, nahmen von Neuem ihren Anfang. Er schien nun auch von seinem Irthume überzeugt, stimmte in den Scherz ein und mahnte dann zum Aufbruche. Unter Lachen und Singen, unter dem Anstimmen des bekannten Ça ira, zog der kriegerische Trupp weiter auf der Straße gegen Einsiedeln hin.

Die im Gebüsche verborgenen Wanderer blieben still und lauschend. Noch immer hing Bendel schwebend im Arme des Schützen, der ihn so fest an sich preßte, daß er nur mit Mühe Odem holen konnte. Endlich war der letzte Ton des Gesanges in weiter Ferne verhallt, Schweigen und Dunkel ruheten auf der weiten Gegend und Walter ließ nun den tief aufseufzenden kleinen Gefährten von seinem Arm herab auf

den Boden. Er deutete ihm an, das bisher beobachtete Schweigen noch ferner zu bewahren und schritt rasch über die Straße hin nach der jenseits gelegenen Ebene, die bald in eine waldige Anhöhe überging, wo er gewiß war, in die sichere und gerade den Ezel hinaufführende Schlucht zu gelangen. Gabriel eilte mit leichten, hüpfenden Schritten hinter ihm her. Das unerwartete Zusammentreffen mit dem Stiefbruder hatte einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht. Daß dieser, wenn auch ohne es zu wissen, nach ihm geschossen, daß die Kugel aus dem brüderlichen Gewehre nahe über seinem Haupte hingestrichen war, erfüllte ihn mit wehmüthigen und schmerzlichen Empfindungen. Seine frohe Laune wollte nicht wiederkehren und als die Wanderer endlich die Schlucht erreichten, wo Brenni keine gefährliche Begegnung mehr befürchtete, und dieser ihn nun kurz befragte: warum ihn bei der Gegenwart des Sergeanten eine Furcht ergriffen habe, die er sonst an ihm gar nicht kenne? antwortete er in einem ungewöhnlich ernsten Tone:

„Das ist ein eigenes Ding mit dem Monsieur Jean Bendel. Ihm wäre es ganz recht, wenn seine Kugel mir das Lebensflämmchen ausgeblasen hätte und ich bin überzeugt, er könnte mit der größten Ruhe von der Welt das Commando über diejenigen, die mich etwa als einen Spion füseliren sollten, übernehmen. Ich aber fühle immer noch eine Art von dummer Neigung zu ihm im Herzen, das Blut meines Vaters, das auch in seinen Adern fließt, regt sich verwandtschaftlich in den meinigen und ich wäre nicht im Stande ihm ein Leids zu thun. Deshalb ist der Kampf ungleich. Er will mir an's Leben und ich will des seinigen schonen, er macht sich nichts daraus, mir das brüderliche Blut abzuzapfen und ich habe Respect vor dem seinigen. Sieh, Brenni, da ist es dann ganz natürlich, daß ich ein Zusammentreffen fürchte, wobei mein Untergang und sein Triumph gewiß wäre! Dann kommt noch eins hinzu;" fuhr er leiser und geheimnißvoll fort: „ich habe oft schlimme Tage gehabt in der Welt, wo es mit dem Comödienspielen nicht recht fort wollte, wo

niemand meine Späße bezahlen mochte und dann doch der Magen, der unersättliche, entsetzliche Magen seine Ansprüche auf Befriedigung nicht aufgeben wollte. Da mußte ich denn zu allerhand andern Erwerbsmittelchen meine Zuflucht nehmen. Ich zog als Wunderdoctor durch Flecken und Dörfer und verkaufte Arzneien, die wenigstens das vor denen der promovirten Doctoren voraus hatten, daß sie keinen Schaden thun konnten. Walter," sagte er mit einemmale lachend, „du glaubst nicht, daß ich mit Mehl- und Brodkügelchen Leute von Krankheiten geheilt habe, an denen sie in jedem Augenblicke zu sterben fürchteten, und dennoch ist es wahr! So ist der Mensch der Sklav seiner Einbildungen und seines Wahns, so bin ich es selbst, wie du gleich hören sollst. Es gab aber auch Zeiten, wo das Wunderdoctorn nicht gehen wollte. Dann gab mir der Magen, der eine mächtige Erfindungskraft besitzt, wenn er leer ist, wieder andere Dinge ein. Ich sagte den Leuten aus den Händen, ich sagte ihnen aus der Karte wahr. Welchen Zulauf

hatte ich von alten und jungen Weibern! Viele meiner Vorherſagungen trafen ein, aber das Schlimmſte war, daß ich nun ſelbſt anfing, an die Untrüglichkeit meines Kartenorakels zu glauben. Eines Abends war ich thörigt genug, mir die Karte zu ſchlagen und meine Zukunft vorauswiſſen zu wollen. Da lag ich denn da auf dem Tiſche vor mir, mit dem Monſieur Jean Bendel an meiner Seite und über uns beiden ſchwebte, in der Geſtalt veruchter Pikblätter, der Tod und der Mord. Brenni, wenn mir da nicht die Haut geſchaudert hätte, ſo müßte ich keine gehabt haben! Ich legte mir die Karte zwei-, dreimal nach allen Regeln der Kunſt — immer wieder der brudermörderiſche und erbſüchtige Jean, als boshafter Herzbube und ich neben ihm als Herzkönig und über unſern Häuptern Tod und Mord! Nun weißt du, warum ich zittere, wenn ich dem Stieflinge begegne. Ich habe am Rothenthurme und im Morgarten voriges Jahr, als wir aneinander waren mit den Franzmännern, gezeigt, daß ich mich vor dem Schießpulver nicht mehr fürchte, wie vor dem

Zahnpulver, daß ich vor einer Kanonenkugel ebensowenig davon laufe, wie vor einer Seifenkugel. Ich bin klein und mager, und da denke ich immer, ich werde doch nicht so leicht getroffen, wie die Großen und Dicken. Ich habe im schärfsten Feuer meinen Spaß gemacht, als stände ich auf dem Theater, ich habe ein Liedchen gesungen, wenn die Kanonen und Flinten dazu accompagnirten. Aber Brudermord! Von der Hand eines Bruders zu fallen, von seiner Habsucht tödlich verfolgt zu werden — Brenni, wenn ich daran denke, so steigen mir die Thränen ins Auge, und ich sehe den grausamen Herzbuben vor mir und den schwarzen Tod und den schwarzen Mord! Und es kommt auch nicht anders, als daß er mich umbringt und das Häuschen in der Münstergasse an sich nimmt; denn ich wehre mich nicht gegen ihn und wenn ich manchmal von David und Goliath geplaudert und ihm mit der Schleuder gedroht habe, so war das nur eitel Rednerei! Mein Loos ist geworfen. Was ich mir selbst prophezeiht habe, trügt nimmer."

„Thorheiten! Weiberwahn!“ ſagte in ſeinem gewöhnlichen, ſchwermüthigen Tone der Schütz. Mehr hielt er nicht für nöthig, auf die lange Erzählung ſeines Gefährten, der zuletzt in einen weinerlichen Ton verfallen war, zu erwiedern. Er verdoppelte ſeine Schritte, um den Gipfel des Berges, den er jetzt in geringer Entfernung, in dunkeln Umriſſen vor ſich erkannte, zu erreichen. Gabriel ſtrengte ſich an, ihm nahe zu bleiben und begann auf's Neue zu ſprechen:

„Ach, Herzensbrenni, es ſind doch nicht ſo ganz Thorheiten und Einbildungen, wie du glaubſt! Habe ich denn nicht, als wir dem Monſieur Jean gegenüber im Gebüſche verborgen ſtanden, deutlich vernommen, wie er ſeinen Cameraden von mir erzählte, wie er ſich der mancherlei tückiſchen Streiche rühmte, die er mir ſchon als ein Knabe geſpielt, wie er ihnen eine Beſchreibung meiner werthen Perſon gab, die als der genaueſte Steckbrief gelten kann und dann auf meine Rechnung ſchlechte Witze riß, über welche jene in das unmäßige Gelächter

ausbrachen, das du vernommen haſt? Ergriff mich denn nicht in jenem Augenblicke ſchreckliches Entſetzen, das fieberhaft durch Mark und Gebein rann, als er in hämiſchem Jubel ſeinen Satansgenoſſen verkündigte, er habe mich nun feſt und ſicher, er wiſſe, daß ich im Kloſter Einſiedeln ſitze, wo ſie jetzt hinzögen, er wolle den Vögel im Käficht fangen und das Spionenhandwerk mir legen, zu dem mich die kahlköpfigen Pfaffen — wie er die hochwürdigen Herrn nannte — gedungen hätten? Ach, Brenni —"

„Hoho! Eidgenoſſen hierher!" rief in dieſem Augenblicke eine fürchterliche Stimme und die emporblickenden Wanderer ſahen auf dem nahen Gipfel des Ezel eine ſchwarze Geſtalt, die mit wilden Gebehrden eine brennende Kienfackel um ihr Haupt ſchwang und in tollen Sprüngen ſich von einer Stelle zur andern bewegte. Ein weiter, im Winde flatternder Mantel umgab die nächtliche Erſcheinung, ſie ſchien die Herankommenden bemerkt zu haben und ihnen den Weg verſperren zu wollen. Walter, deſſen Seele von abergläubiſcher Furcht nicht

ganz frei war, blieb stehen und bekreuzigte sich. Die Funken, welche von der flammenden Kienfackel ausströmend, die dunkele Gestalt umsprüheten, gaben ihr ein dämonisches Ansehn. Sie wiederholte immer mit weit hinschallender Stimme jenen Ausruf, indem sie ein wildes, unheimliches Gelächter dazwischen ausstieß, das mehr einem Ausbruche willenloser Verzweiflung, als etwa einem tollen Jubel glich. Noch stand der Schütz auf einer und derselben Stelle und starrte das wunderliche Wesen an. Da ergriff ihn Bendel beim Arme, schob ihn vorwärts und sagte ruhig:

„Kennst du den nicht? Das ist der Pfarrer Marianus, der die Eidgenossenschaft an Bruder Egalité und Liberté verrieth. Das Gewissen hat ihn gerührt und er ist wahnsinnig geworden. Jetzt irrt er am Tage in den Wildnissen des Wäggithales umher, er flieht alle Menschen und Nachts treibt's ihn hierher auf den Ezel, wo er wieder gut machen möchte, was er damals gesündigt. Aber das Blut der Schweizer, das durch seinen Verrath vergossen worden, lastet ihm immer-

fort auf dem Herzen und im Kopfe nagt ihm die Schlange, die er an jenem Tage selbst in's Land gelockt und die nun ihre Wohnung in seinem Gehirn aufgeschlagen hat. Komm nur mit, Brenni! Der soll uns nicht hindern in unserm Gange. Ich weiß den Spruch, der ihn bannt."

Zögernden Schrittes trat der Schütz den Weg an, den sie noch bis zum Gipfel des Berges zurückzulegen hatten. Bendel aber sprang keck vorauf, näherte sich ohne Zagen dem Wahnsinnigen, dessen Gebehrden und Ausrufungen immer lebendiger und wilder wurden, und stimmte, indem er dicht vor ihn hintrat, in hellen, wohlverständlichen Klängen das Volkslied an:

„Wilhelm, wo bist du, der Telle?"

Da verwandelte sich das Rufen und Schreien des tollen Marianus in ein entsetzliches Jammergeheul. Er schleuderte die Fackel weit von sich hinweg, er erhob die Hände abwehrend gegen Bendel und eilte dann im Fluge an den beiden Wanderern vorüber hinab in's Thal, wo sie bald seine dunkle Gestalt aus den Augen verloren. Sein wüstes Geheul verfolgte sie

noch lange und verhallte erſt, als ſie die Anhöhe überſchritten hatten und das ewige Lämpchen aus der Sanct Meinrads Capelle rechts herüberleuchten ſahen, in der Ferne.

„Ihn hat Gottes Gericht getroffen,“ ſagte ſehr ernſt der Schütz, während er und ſein Gefährte nun den Berg hinabzuſteigen begannen. „Möge es ſie alle treffen, alle,“ ſetzte er bitterer hinzu, „die das ruhige Hirtenvolk zum Kampfe um Freiheit und Leben gefordert, die mit Schwerdt und Flamme das Land verwüſtet, die des Kindes in der Wiege, die der wehrloſen Unſchuld, des hülfloſen Alters nicht geſchont haben!“

Seine Schritte beſchleunigten ſich und die Art, wie er die letzten Worte geſagt hatte, zeigte, daß ſich ſein Inneres in heftiger Bewegung befand. Der Mond ging jetzt auf und beleuchtete den Züricher See und den weiten Thalkeſſel, der ſich zu den Füßen der Wanderer ausbreitete. Die Eisgipfel des Glärniſch erglänzten in ſeinem Lichte und die Kette der waldigten Almannsgebirge trat in dunkeln Um-

rissen hervor. Brenni hatte sich in der Berechnung der Dauer seiner Wanderung nicht getäuscht. Wären ihm nicht die Franzosen unter dem Commando des Monsieur Jean Bendel in den Weg gekommen, hätte nicht die seltsame Erscheinung des wahnsinnigen Marianus ihn einige Zeit aufgehalten, so würde er sicher vor Mitternacht das Ziel seiner Reise erreicht haben. Nun aber sah er ein, daß er, um seinen Rückweg zeitig und mit Sicherheit antreten zu können, seine Kräfte zu einer Anstrengung aufbieten müsse, der sein kleiner und schwächerer Gefährte sich nicht anschließen könne. Er beschloß um so mehr, sich jetzt von ihm zu trennen, da dieser nun den Weg zum Seeufer hinab nicht verfehlen, dann auf der vielbegangenen Straße nicht verdächtig erscheinen konnte und keine Gewaltthat mehr zu fürchten hatte. Sie waren rasch einen Theil des Berges hinabgeschritten. Jetzt standen sie an einer Stelle, wo der See mit einem Bogen sich in das Land hineindrängte und selbst den Scheidepunkt für diejenigen bestimmt zu haben schien, die an seinem

obern oder ſeinem untern Ende zu thun hatten. Der Schütz hemmte ſeine Schritte und ſagte zu ſeinem bisherigen Gefährten, indem er ihm die gewaltige Rechte darbot:

„Lebe wohl, Bendel! Hier trennen ſich unſere Wege. Der deinige führt dort hinab, der meinige hier hinauf. Ob wir uns wiederſehn, weiß ich nicht! Es liegt auch nichts daran, wie überhaupt an nichts, was das Leben noch bieten kann!“

Er riß ſich los und eilte mit weiten Schritten rechts hin nach der obern Gegend des See's. Gabriel ſah ihm nach. Die mächtige Geſtalt warf ihren dunkeln Schatten auf die Anhöhe hin, noch eine Zeitlang konnte ihn Bendel erblicken, dann verſchwand er im Thale.

„Um das Wiederſehn zwiſchen uns beiden iſt es freilich eine kitzliche Sache!“ ſprach der Comödiant für ſich, indem er eine entgegengeſetzte Richtung einſchlug. „Er iſt geächtet und ich bin verdächtig. Keinem von uns Beiden aſſecurir ich ſein Leben auf eine Woche lang. Aber ein prächtiger Menſch iſt er, der Brenni.

Felſenfeſt, treu, ſtark und kühn wie Karl Moor! Schade nur, daß er ſo melancholiſch geworden iſt, daß er keine Freude mehr am Leben hat und an der geiſtvollſten Unterhaltung ſo wenig Theil nimmt, wie ein albernes Murmelthier. Sonſt war er anders: frei und fröhlich, wie es die Söhne des Gebirgs meiſt ſind; aber der Tag von Stanzſtaad hat's ihm gethan und er hat dort ſein Glück todtgeſchoſſen. Auch ich bin kein übles Subject und die Nachwelt muß es noch rühmlich einmal erkennen, wie wir Beide mit Lebensgefahr der ſchweizeriſchen Freiheit gedient. Die frommen Herrn in Einſiedeln und Engelberg haben mir manches Gute in ihren guten Tagen erwieſen, jetzt, in ihrer ſchlimmen Zeit, thue ich nach Vermögen, ihnen wieder gute Tage zu verſchaffen. Deß' Brod ich eſſe, deß' Lied ich ſinge, und dem Bendel ſoll kein Menſch nachſagen, daß er ein undankbarer Schuft geworden ſey."

Indem er ſich dieſer Gewohnheit des Monologiſirens, die ihm noch aus ſeinem Theaterleben geblieben war, hingab, erreichte er das

Ufer des See's. Allenthalben herrschte tiefe Stille. Auf der breiten Straße, die er nun betreten hatte, setzte er seinen Weg nach der Stadt Zürich fort.

Viertes Kapitel.

Stauffachers Haus verbirgt sich nicht. Zu äußerst
Am offnen Heerweg steht's, ein wirthlich Dach
Für alle Wandrer, die des Weges fahren.

Am obern Theile des Züricherse e's stand, in der Nachbarschaft anderer Wohngebäude nicht weit von jenen Flecken und Dörfern gelegen, die, einige Jahre früher, gegen die willkührliche Gewalt des Hauptortes Zürich sich erhoben hatten, dann aber eben so gewaltthätig wieder unterdrückt worden waren, bis die drohende Annäherung der Neufranken die Züricher zu Milde und Gerechtigkeit nöthigte, ein Landhaus, das sich durch seine Größe und seine stattlichen Umgebungen vor den andern in seiner

Nähe auszeichnete. Seine Lage an einer sanft aufsteigenden Anhöhe, die sich bis zu dem Punkte, wo es sich befand, gerade genug erhob, um ihm eine freie Aussicht über das Thalgelände bis zum See, diesen hinauf- und hinabwärts, nach den ihn begrenzenden Gebirgsreihen, mit den freundlichen Rebenbergen an ihrem Fuße, und nach den fern emporragenden Fels- und Eishörnern des riesigen Glärnisch zu gewähren, mußte von allen Freunden der Natur als höchst reizend gepriesen und bewundert werden. Die Fronte des Landhauses stand frei gegen den See hin, an seine Seiten schloß sich, mit einer Mauer von unbeträchtlicher Höhe umgeben, ein geräumiger Garten, der auch im Rücken des Gebäudes nach der Anhöhe hin sich ausdehnte und durch die Fülle der Baumwipfel, welche über die Mauer hervorragten, durch den Wohlgeruch der Blumen, den er im Frühlinge und im Sommer verbreitete, sich als einen Aufenthalt von besonderer Anmuth verkündigte.

An demselben Abende, an dem wir bereits den Schützen Walter Brenni und seinen

wunderlichen Gefährten auf ihrer abentheuerlichen Wanderung begleiteten, befand sich gegen die zehnte Stunde in einem Salon des Erdgeschosses dieses Gebäudes, dessen Fenster und Glasthüre nach dem Garten hingingen, eine kleine Gesellschaft, die aus den Mitgliedern der Familie und aus zwei Züricher Gästen, welche erst am heutigen Nachmittage eingetroffen waren, bestand. In der Nähe des großen Porzellanofens, dessen Feuer seit dem September vorigen Jahres noch nicht erloschen war, saß in einem hohen Lehnstuhle der Besitzer des Hauses, Herr Aloys Waßmer, ein Greis von nahe an siebenzig Jahren, der noch mit frischem, lebendigem Blicke um sich sah und mit dem Feuer eines kräftigen Mannes ein Gespräch unterhielt, dessen Bedeutung ihn sehr zu interessiren schien. Sein graues Haar, sein männliches, stattliches Aeußere, geboten Ehrfurcht, während die Furchen der Stirn, die tiefliegenden Züge des Angesichtes verriethen, daß über dieses greise Haupt manche bittere Erfahrung des Lebens, ihre Spur schwer eindrückend, hingezogen sey. Er

war, da er sich unter den Seinigen und mit alten Bekannten zusammen befand, in einen bequemen Hausrock gekleidet und sein ganzes Wesen legte dieselbe Einfachheit an den Tag, die sich in der Ausstattung des geräumigen Zimmers zeigte. Alles war bequem, freundlich und in wohlgefälliger Ordnung eingerichtet, aber nirgends konnte ein Luxus, eine Verschwendung bemerkt werden, die dem strengen Beobachter überflüssig erschienen wären. Der Mann, mit welchem der greise Wirth in einer sehr lebhaften Unterredung begriffen war, schien nur einige Jahre jünger, als er. Auch sein Haupt trug schon greise Haare und indem diese, noch in seltenem Reichthume den Scheitel umgebend, zur Hälfte getheilt und nach beiden Seiten des Kopfes zurückgestrichen waren, theilten sie dem Manne ein patriarchalisches Ansehn mit, das durch die außerordentliche Sanftmuth der großen blauen Augen, die milden und edlen Züge des Antlitzes einen wohlthätigen Eindruck auf jeden machen mußte, der sich ihm näherte. Er stand vor dem alten Waßmer, hörte mit sanf-

tem Lächeln deſſen, oft noch mit jugendlicher Leidenſchaftlichkeit ausgeſtoßene Reden an und ſuchte dann in einer ſehr ruhigen Weiſe, aber mit überzeugender Beredſamkeit und einem unnachahmlichen Wohllaute der Stimme, ſie, wo es nöthig ſchien, zu berichtigen oder wenigſtens die ſtrengen Anſichten des Greiſes auf mildere Grundſätze zurückzuführen. Seine Geſtalt war ſchlank und von nicht beſonderer Größe. Er trug bei einer eingefallenen, anſcheinend ſchwachen Bruſt den Kopf etwas vorgebeugt, was ſeiner freundlichen und Zutrauen erregenden Erſcheinung nicht zum Nachtheile gereichte. Seine Kleidung war die eines evangeliſchen Geiſtlichen, zwiſchen Amts- und Welttracht in der Mitte ſtehend. In ſeiner Haltung, in ſeinem ganzen Benehmen lag jene anſtändige Freiheit, die ſich nur in dem nähern Umgange mit der großen Welt gewinnen läßt.

Eine andere Gruppe zeigte ſich in einer nicht weit von dem mächtigen Ofen entfernten Fenſtervertiefung. Hier ſaß eine ältliche Dame, die mit großem Ernſte und in ein angeſtreng-

tes Nachdenken verſunken, bemüht war, einem hübſchen, jungen Manne den Sieg in einer Partie Dame ſtreitig zu machen. Es war Jungfer Brigitte, die Schweſter des Hausherrn. In ihrem Angeſichte zeigte ſich in entſchiedenen Zügen jene Bitterkeit gegen Welt und Leben, welche manchem alternden Mädchen, nachdem es in ſeinen Wünſchen und Hoffnungen getäuſcht worden iſt, eigen zu ſeyn pflegt. Nur wenn ihr irgend ein glücklicher Zug gelang und ſie dann auf den jungen Mann ihr gegenüber blickte, löſte ſich der herbe Ernſt in ein triumphirendes Lächeln, das auch wohl weiter in eine Miene des Wohlgefallens an dem angenehmen Aeußeren des Mitſpielers überging. Auf ihrem Schooße ruhete ein grämlicher, bejahrter Mops, der von Zeit zu Zeit den Kopf auf den Tiſch hinaufſtreckte und den hübſchen Mann, als ſähe er in ihm einen Nebenbuhler um die Gunſt ſeiner Dame, neidiſch anknurrte. Dieſer ſchien aber deshalb gar nicht böſe auf das Thier, ſtreichelte es, auf die Gefahr gebiſſen zu werden, während Brigitte nachdachte neben dem Ti-

sche hin und bot ihm selbst zum Oftern Zuckerbrod aus seiner Tasche, das er eigens, um den Widersacher zu besänftigen, mitgebracht haben mochte. Ein beständiges Lächeln schwebte auf dem Gesichte des jungen Mannes, der in seiner Kleidung und seinem Wesen als ein Stutzer jener Zeit auftrat. Indem er Brigitten, die ihn Vetter Landolin nannte, die schmeichelhaftesten Dinge über ihr frisches Aussehn, über ihr geistvolles Spiel sagte, offenbarte er eine Glattheit und Geschmeidigkeit des Betragens, welche, mit seiner Persönlichkeit gepaart, der ältlichen Dame als der Höhepunkt aller erreichbaren männlichen Liebenswürdigkeit erschien. Sie bemerkte nicht, daß, während sie sich auf's Eifrigste dem Nachdenken über das Spiel hingab, seine Blicke fast immer auf einem der beiden jungen Frauenzimmer ruheten, die an einem kleinen Tische in der Mitte des Zimmers mit weiblichen Handarbeiten beschäftigt waren und weder von dem Damenspiele am Fenster, noch von der Unterhaltung am Ofen angezogen wurden, sondern einander flüsternd, wie es schien,

höchst interessante Mittheilungen zu machen hatten. Ein aufmerksamer Beobachter hätte leicht erkannt, daß es dem Vetter Landolin darum zu thun war, ein oder das andere flüchtige Wort aus der Unterredung der beiden Mädchen zu erlauschen, es wäre ihm aber auch eben so wenig verborgen geblieben, daß dem jungen Manne dieses Bemühen noch nicht gelungen war und sich in sein glattes Lächeln ein Ausdruck des Mißvergnügens über das Vergebliche seiner bisherigen Forschungen mischte.

Die zwei jungen Damen setzten indessen, ohne zu ahnen, daß man ihren Worten und Gebehrden ein verfängliches Netz stelle, ihr trauliches Gespräch fort. Die eine von ihnen war eine schlanke Blondine mit großen, schmachtenden blauen Augen, einem feinen gedehnten Angesichte, auf dessen Wangen ein sanftes Roth und Weiß sich höchst anmuthig untereinander verband. Alle ihre Bewegungen waren ruhig und dem Auge wohlgefällig. Ein Zug von Schwermuth, der die schönen Augen umspielte, verrieth, daß der innere Friede dieses sanften

Weſens durch irgend eine traurige Erfahrung durch einen dauernden Kummer geſtört wurde. Sie war es, die am Wenigſten von beiden ſprach und wenn ſie dann einige Worte an ihre Freundin richtete, ſo waren dieſe von einem ſo innigen Blicke des offenen, wahrheitsvollen Auges begleitet, daß man wohl ſah, dasjenige, was ſie ſagte, ging aus tiefen Empfindungen, aus dem ſtillen Heiligthum ihres Herzens hervor. Ihr galten die verſtohlen vom Spiele herüberſchweifenden Blicke des Vetters Landolin und wenn dieſe manchmal auf ihre Geſellſchafterin fielen, ſo war es nur, um aus den Reden dieſer, die mit großer Lebhaftigkeit das Geſpräch betrieb, vielleicht den Gegenſtand der Unterhaltung zu erlauern. Sie war nicht minder reizend als ihre junge Freundin, aber ſo wie ihre Lebhaftigkeit, wie ihr frohes, heiteres Weſen, das in Allem, was ſie ſagte, an den Tag trat, ganz der Benehmensweiſe jener widerſprach, ſo trug auch ihre Geſtalt, ihr Angeſicht ein anderes Gepräge der Anmuth, als dasjenige, welches jene auszeichnete. Sie war fül-

lereicher und nicht ganz so groß, wie die Blondine, allein dennoch von einem ebenmäßigen Baue, der sich in der Lebhaftigkeit ihrer Bewegungen höchst anmuthig entfaltete. Kastanienbraune Locken umflossen leicht das jugendlich frische Angesicht, aus dem ein Paar dunkler Augen hervorblitzten, in denen Schalkhaftigkeit, Muthwille und Herzensgüte ihren Sitz aufgeschlagen zu haben schienen. Die sanft anschwellenden Lippen sprachen einen kleinen Trotz, eine gewisse Reizbarkeit des Charakters aus, die hinter der frohen, scherzhaften Laune verborgen, sich als tiefliegende Eigenthümlichkeiten ihrer Seele ahnen ließen. Keine der beiden jungen Damen mochte das zwanzigste Lebensjahr erreicht haben. In der ersten lernen wir Elisabeth, die Tochter eines frühverstorbenen Bruders des Herrn Waßmer kennen, welche dieser von ihrem zartesten Alter an, als eigenes Kind erzogen hatte; in der andern Luisen, ebenfalls eine Waise, die ihren Vater, einen benachbarten Landpfarrer und Freund von Elisabeths Oheim, verloren hatte, ehe sie gebo-

ren wurde, und dann nach wenigen Jahren auch der kränkelnden Mutter durch den Tod beraubt worden war. Auch ihrer hatte sich Herr Waßmer väterlich angenommen. Sie war mit Elisabeth aufgewachsen, sie konnte sie wie ihre Schwester ansehen und das treueste Freundschaftsband hielt die Herzen der beiden Mädchen vereinigt.

Während über dem Spieltische der feierliche Ernst herrschte, welchen Tante Brigitte dem bedeutungsvollen Kampfe widmete und den sie auch von ihrem Gegner erheischte, während hier nur in einzelnen Pausen der knurrende Mops das tiefe Schweigen unterbrach, während zugleich an dem Arbeitstischchen der jungen Damen das Gespräch nur in einer leisen, unvernehmlichen Weise sich regte: wurde die Unterhaltung der beiden Männer, die in der Nähe des Ofens ihre Plätze eingenommen hatten, immer lauter und lebendiger.

„In vielen Dingen unterwerfe ich mich Ihrer bessern Einsicht," sagte erhitzt der alte Waßmer, „aber in dieser Sache kann ich es

nicht. Es gibt keine allgemeinen Gesetze, nach denen das Innere des Menschen aus seinem Aeußern beurtheilt werden kann. Die Gefräßigkeit des Wolfs, die Feigheit des Hasen, die höhnende Bosheit des Affen, mag meinetwegen aus dieser Thiere körperlicher Bildung erkannt werden; aber bei dem Menschen ist es ein anderes, als bei seelenlosen Geschöpfen. Die Kultur nimmt den Menschen in Empfang, wenn er in die Welt tritt, sie schnitzt und polirt so lange an ihm, bis sein ganzes ursprüngliches Wesen verwischt ist und nun die Seele ihren eigenen Gang fortgeht, wie es von ihr die Ansprüche auf das dermaleinstige Wohlergehn im Welttreiben verlangen, und der Körper sich zierlich herrichtet nach den Gesetzen des Herkommens, des sogenannten guten Anstandes und feinen, geselligen Lebens. An ein wahrheitsvolles Wechselverhältniß zwischen beiden ist da gar nicht zu denken. Unter der Larve der Schönheit kann die verächtlichste Denkungsweise, unter der häßlichsten Form kann die edelste Seele verborgen seyn. Wie schon gesagt: allgemeine Grundsätze

lassen sich für ihre Kunst der Physiognomik, wie Sie sie nennen, durchaus nicht aufstellen.

„Sagt denn nicht schon die heilige Schrift, daß wir uns vor denen hüten sollen, die Gott gezeichnet hat?“ erwiederte in seinem sanften, gewinnenden Tone der Geistliche. „Diese Zeichen eben sind es, die wir zu verfolgen haben, um zu einer richtigen Erkenntniß des menschlichen Innern durch die Form zu gelangen. Freilich ist diese Kunst nicht leicht, ihre Erforschung und die Bestimmung ihrer Regeln zum wenigsten bietet große Schwierigkeiten. Der Blick, der sie übt, muß klar, der Verstand, der sie wägt, muß vorurtheilsfrei seyn. Aber das Antlitz des Menschen, so schön, so herrlich zum Himmel gerichtet, ist auch der Abglanz dessen, was von dort kommt, nämlich der unsterblichen Seele. Wer erkennt nicht den Adel einer freien, erhabenen Stirn, den Ernst und das Nachdenken in der wunderbar eingedrückten Stelle zwischen den Augen, die Treue und die Liebe in dem frei aufgeschlagenen Auge selbst, die Wahrhaftigkeit und die Rechtlichkeit in dem bedeutungs-

vollen Baue einer schönen Nase, die Herzensgüte, welche die Lippe schwellt und das Kinn wölbt, den Muth, der in der festen Grundlage der Wangen sich unwidersprechlich verkündigt? Dieses sind nur allgemeine Dinge, aber was läßt sich aus ihnen nicht Weiteres ableiten, so wie aus ihren Gegensätzen, aus jenen Mißbildungen, welche diejenigen tragen, die Gott gezeichnet hat? Nein, der Mensch ist nicht so sehr von der Vorsehung vernachläßigt, daß er in der Erkenntniß derjenigen, die er zu lieben oder zu fürchten hat, mehr im Dunkeln tappe, als jene Thiere, die Sie, Ihre Behauptungen zu bestätigen, anführten."

„Ich will glauben," versetzte ruhiger der Herr vom Hause, „daß eine vielseitige Erfahrung, daß ein genauerer Umgang mit Personen aus allen Ständen und Verhältnissen, dem Einzelnen jene Menschenkenntniß zu verleihen vermag, die ihn leichter als andere auf den ersten Blick unterscheiden läßt, mit wem er es zu thun habe. Dennoch aber wird er sich so oft täuschen, daß er zuletzt jener Kenntniß selbst nicht

traut und das Einzige, was hier entscheiden kann, den Aufschluß, den ihm der Umgang mit der Person selbst giebt, erwarten muß.“

„Das Alles kann vermieden werden,“ versicherte lächelnd der Geistliche, „wenn der Menschenkenner, von dem Sie sprechen, ein wirklicher Menschenkenner ist, wenn er fort und fort, ohne Mißtrauen gegen sich selbst, beobachtet und die Resultate seiner Beobachtungen auf Grundsätze und Beweise reducirt, die jedem einleuchten und jedem zu einer physiognomischen Richtschnur dienen können. Der Krieg, den ich hier mit Ihnen führe, ist mir nichts neues; ich habe ihn öffentlich vor aller Welt geführt. Ich gestehe, daß auch ich mich in einzelnen Dingen getäuscht haben mag, aber ich bescheide mich hinwiederum gern, daß ich jener Menschenkenner nicht bin und daß einer nach mir kommen kann, der den Bau vollendet, welchen ich angefangen habe. Davon bin ich überzeugt: Gottes Hand hat den Menschen gebildet und sein Wille kann kein Werk des Trugs und der Täuschung in's Leben gerufen haben!“

Er hatte dieſe letzten Worte in einem Tone der Begeiſterung geſprochen, der in der That hinreißend war. Sein alter Freund, obgleich durch dieſes Argument nicht überzeugt, erwiederte nichts aus Achtung vor dem geiſtlichen Stande ſeines Gaſtes, der, ſobald die Rede ſich auf Gegenſtände der Religion wandte, von der feinſten und reizbarſten Empfindlichkeit war. Während er einigemale mit gemeſſenen Schritten die Länge des Zimmers maß, ſah der greiſe Hausherr auf die Uhr und ſchien, als er dieſe ſchon über die zehnte Stunde hinausgerückt fand, von einer ungewöhnlichen Unruhe befallen. Er ſtand auf und geſellte ſich zu ſeinem geiſtlichen Freunde, indem er forſchende Blicke auf das Spiel zwiſchen Brigitten und dem Vetter Landolin warf, ob dieſes noch nicht bald geendigt ſey. Der Geiſtliche nahm den Faden der abgebrochenen Unterhaltung wieder auf und wandte ſich zu Waßmer mit den halblaut geſprochenen Worten:

„Sie brauchen, lieber Freund, die einzelnen Belege zu meinem Syſteme nicht weit zu

ſuchen. Da ſind Ihre Pflegetöchter. In den Geſichtszügen dieſer jungen Frauenzimmer finden Sie gewiß den ſcharfen Ausdruck aller jenen ſchönen Seeleneigenſchaften wieder, von denen Sie überzeugt ſind, daß ſie ſie beſitzen. Dort iſt Ihr Vetter Landolin. Man kann keine edlere Geſichtsbildung ſehen. Allgemein iſt er beliebt, allenthalben gern gelitten, von ſeinen Mitbürgern hochgeachtet, wie er es verdient.“

Der alte Waßmer runzelte die Stirn und ſagte in einem Tone, deſſen Herbigkeit er nicht mildern konnte oder wollte:

„Für meine Mädchen ſtehe ich, daß ſie der guten Meinung, die Sie von Ihnen haben, entſprechen. Aber der Vetter Landolin?“ ſetzte er leiſer hinzu. „Er iſt nicht mein Mann, er iſt gerade einer von denen, deren Aeußeres die Lehre der Phyſiognomik über den Haufen wirft. Er iſt glänzend und glatt, wie eine Schlange, aber auch ebenſo liſtig und trügeriſch, wie dieſe. Seine Worte ſind doppelſinnig, er hat immer etwas im Hinterhalte und der Ruhe, mit der er uns aus ſeinen großen Augen an-

blickt, traue ich auch nicht mehr, wie dem Schlafe der Schlangen. Was nun gar," schloß er mit leichtem Spotte, „die Hochachtung seiner Züricher Mitbürger angeht, so müssen Sie mir verzeihen, wenn ich, der von jenen Mitbürgern so viele Ungerechtigkeit erlitten hat, kein großes Gewicht darauf lege."

„Nicht böse, bester Mann, nicht bitter!" sprach mit ungemeiner Gutmüthigkeit der Geistliche, indem er besänftigend die Hand des Freundes ergriff. „Wir Alle wandern auf der Straße des Irrthums und deshalb ist es an uns, zu dulden und zu verzeihen. Aber verkennen Sie Ihren Vetter nicht wegen seines glatten, geselligen Benehmens. Das ist nur die Welttünche, die wir eben hinwegdenken müssen, um das Schöne und Edle, das Gott unverkennbar auf sein Antlitz gegossen, zu erkennen und zu würdigen. Er ist gewiß ein anderer Mann und die Zeit wird Sie davon überzeugen."

Waßmer schüttelte ungläubig das greise Haupt. In diesem Augenblicke war das Spiel zu Ende und Tante Brigitte trat, höchst

vergnügt über einen unbedeutenden Gewinn, der ihr geworden war, zu den beiden Männern. Vetter Landolin war noch am Tiſche mit dem Mopſe beſchäftigt, der knurrend und biſſig ein Stück nach dem andern des ihm dargebotenen Zuckerbrodes hinunterwürgte. Er belegte das häßliche Thier mit den freundlichſten Namen, er ſchien ſich ganz dem Bemühen, ſeine Gunſt zu gewinnen, hinzugeben, dabei ruhete ſein Seitenblick aber auf den beiden Mädchen und er hielt den Kopf gegen ſie hingeneigt, um endlich doch vielleicht einige Worte aus ihrem Geſpräche aufzufangen. Die jungen Frauenzimmer nahmen jetzt ihre Arbeit zuſammen und ſtanden auf. Die Stunde war ſchon vorüber, in welcher der greiſe Hausherr ſich zur Ruhe zu begeben pflegte und nur die Anweſenheit der Gäſte hatte heute eine Ausnahme von der Regel, die ſonſt ſtrenge beobachtet wurde, veranlaßt. Man verſammelte ſich in ſeiner Nähe, um die gewöhnlichen Grüße, mit denen man ſich Abends trennte, zu wechſeln und auch Vetter Landolin, der heute keine weiten Fortſchritte in der Gunſt des Mopſes ge-

macht hatte, trat herbei. Er wandte sich zu Elisabeth und sagte in einem sehr verbindlichen Tone:

„Ich habe dich bewundern müssen, liebes Bäschen! Mit welcher Sicherheit, mit welcher Kunst wurde nicht von dir die Nadel zu einer sehr schwierigen Stickerei geführt und zugleich ein Gespräch unterhalten, das nach dem Eifer, welche beide Damen ihm widmeten, von dem höchsten Interesse für sie seyn mußte.“

Dem forschenden Blicke, den er bei diesen Worten auf sie richtete, entging nicht, daß eine leise Röthe sich auf ihre Wangen legte und sie unentschlossen war, welche Antwort sie dem Vetter geben sollte. Luise aber nahm ohne Zögern die Rede auf und erwiederte:

„Der Vetter ist zu bescheiden, wenn er sich das Ansehn giebt, als sey ihm der Gegenstand unbekannt, der ein Paar arme einfache Landmädchen allein interessiren kann, wenn ihnen der Vogel Phönix von den jungen Herrn aus der Stadt zu Besuche kommt. Da ist kein Federchen, kein Färbchen, kein Fäserchen, das sie

nicht anzustaunen und zu besprechen hätten. Nicht wahr, Vetter, diese Cravatte ist französisches Zeug, dieses Gilet genuesischer Sammet, dieses Tuch kommt aus den Niederlanden und die Agraffe von glänzenden Steinen — nein! sie ist gar zu herrlich und so groß, daß man versucht ist, an ihrer Aechtheit zu zweifeln."

Sie hatte alles dieses in dem treuherzigsten Tone von der Welt vorgebracht und der Vetter selbst wäre beinahe versucht gewesen, ihre Worte für aufrichtig zu halten, wenn nicht ein leichter Zug des Spottes um den hübschen, trotzigen Mund ihn eines Besseren belehrt hätte. Er verbarg seine Empfindlichkeit und wandte sich zu Tante Brigitte, die in einem belehrenden Tone das Mädchen versicherte:

„Es ist alles ächt an dem Vetter: seine Agraffe, wie sein Gemüth, der genuesische Sammet, wie sein artiges Benehmen. Zu meiner Zeit," fügte sie in einem herben, verweisenden Tone hinzu, „war es freilich nicht Sitte, daß sich die jungen Mädchen in Gegenwart der Herrn über diese besprachen und noch weniger

ſagten ſie es ihnen nachher ſelbſt in's Geſicht. Man äußerte ſich unter vier Augen über dieſen oder jenen Chapeau, das Aergſte, was geſchehen konnte, war, daß man in geſchloſſenen Caffeegeſellſchaften, in die nie der Schritt einer Mannsperſon ſich wagte, ihr Gutes und Böſes erwog und dann ein Urtheil feſtſtellte, das nun von allen Caffeegenoſſinnen angenommen wurde. Damit war auch ſein Werth oder Unwerth in der guten Geſellſchaft beſtimmt. Ich bin überzeugt, daß damals der Vetter ein Phönix ſeines Geſchlechtes genannt worden wäre, wie du ihn jetzt genannt haſt, und es iſt immer beſſer, Ihr ſprecht mit einander von ihm, als von andern unnützen Dingen oder gar von verſchollenen Landſtreichern, an denen nichts ächt iſt, als ihre Leichtfertigkeit und ihr Uebermuth."

Sie reichte haſtig dem Bruder die Hand zur guten Nacht, der ſich jetzt mit dem Geiſtlichen zu den Damen wandte. Dabei warf ſie ihrer Nichte Eliſabeth, die zitternd und mit niedergeſchlagenen Augen daſtand, einen durchborenden Blick zu. Luiſe ergriff verſtohlen der

Freundin Hand und drückte sie beruhigend. Von Landolin war die Betroffenheit, welche Elisabeth bei den letzten Worten der Tante ergriffen hatte, wohl bemerkt worden. Ein leises Zucken seines Angesichtes, ein schnell vorüberfliegender Ausdruck von Bitterkeit und gereizter Empfindlichkeit zeigten, daß die Anspielungen, welche der Schluß jener Rede enthielt, ihm nicht fremd seyen. Gleich aber war sein Antlitz wieder glatt, wie immer und mit einem gefälligen Lächeln trat er zu Herrn Waßmer, indem er sagte:

„Von Vetter Lothar erzählt man ja die erfreulichsten Dinge, die Ihrem Vaterherzen gewiß schöne Augenblicke bereitet haben. Er schreitet immer vorwärts auf der Bahn des Ruhms und der Ehre. Er hat unter den Augen des französischen Feldherrn selbst gekämpft, er ist in der kurzen Zeit seines Dienstes schon bis zum Hauptmanne gestiegen.“

Da lagerte sich ein finsteres Gewölk auf die Stirn des Hausherrn, seine Lippen bebten, er wollte sprechen, aber ein starkes inneres Gefühl schien diesen Vorsatz zu bekämpfen und nach

einigen Augenblicken beängstigender Stille preßte er nur mit unterdrücktem Unmuthe die Worte vor:

„Gute Nacht, Vetter! Gute Nacht, Schwester! Gute Nacht, ihr Mädchen. Gott segne dich, Elisabeth!“ setzte er in einem ruhigeren Tone hinzu, indem er das Mädchen, die seit ihrer Kindheit diesen Segensspruch gewohnt war, auf die Stirn küßte.“ Auch dich, Luise, denn ihr seyd jung und die Jugend, die noch ohne Erfahrung ist, hat den Segen Gottes nöthig!“

Den Geistlichen, der sich mit den übrigen entfernen wollte, hielt er zurück und bat ihn, ihm noch für ein halbes Stündchen seine Gesellschaft zu schenken, da er über einige Sachen von Wichtigkeit mit ihm zu sprechen habe.

Fünftes Kapitel.

Gott
Iſt überall, wo man das Recht verwaltet.

Als Brigitte und die jungen Leute das Geſellſchaftszimmer verlaſſen hatten, trat Waßmer raſch zu den Fenſtern, durch die man in den Garten ſehen konnte, ließ die Vorhänge herab und verhüllte auch ebenſo die Glasthüre, die auf die vor dem Hauſe befindliche Terraſſe führte. Er verlöſchte alle Lichter bis auf eins und dieſes ſtellte er ſo, daß es durch eine kleine Spalte in einem der Vorhänge recht wohl von außen bemerkt werden konnte. Er hatte dieſe Anſtalten mit beſonderer Geſchäftigkeit getroffen und näherte ſich nun dem erſtaunten Freunde mit den Worten:

„Sie ſehen mich in dieſer Stunde, die ich ſonſt ſchon der Ruhe zu widmen pflege, in einer

Aufregung meiner Gefühle, die ich Ihnen mit wenigen Worten erklären will. Ich erwarte Nachricht, ich erwarte einen Boten von meinem Sohne. Ich werde endlich hören, wohin er sich gewandt hat, was aus ihm geworden ist."

„Von Lothar?" versetzte mit Befremdung der Geistliche. „Hat nicht aber Landolin schon Ihnen eine Kunde gegeben, die diesen betrifft? Ihm geht es wohl, man weiß in Zürich" —

„Nicht von diesem!" unterbrach heftig und bitter der Greis den Freund. „Ich will nichts von ihm hören, ich erkenne ihn nicht als meinen Sohn an. Wie kann derjenige mein Kind seyn, der die Waffen des Feindes trägt und sie in das blutende Herz des Vaterlandes schlägt? Sie werden mir sagen, daß er eben meinetwegen, daß er empört über das Unrecht, welches mein Haupt getroffen, sich der Frankenfreiheit, die Allen gleiche Rechte versprach, in die Arme geworfen hatte, weil die Schweizerfreiheit so gesunken war, daß sie die Wohlthaten des Rechts nur auf Auserwählte beschränkte! Aber darf

Unrecht durch Unrecht gerächt werden? Ich sehe ihn noch trotzig und mit wildem drohenden Blicke dastehn, als die Abgeordneten von Stäfa und ich unter ihnen, weil wir unsere Ansprüche auf gleiches Recht mit den Städten aus alten wohl verbrieften Urkunden bewiesen hatten, gleich Verbrechern in die Kerker nach Zürich abgeführt wurden. In seinem Auge brannte das Verderben des Vaterlandes. „Lothar, Lothar," rief ich, „ich dulde für das Recht, dulde auch du!" Sein Bruder Vincenz stand neben ihm. Er hatte die trüben Augen zu Boden gerichtet, dann blickte er wieder zum Himmel, als hoffe er von ihm die Gerechtigkeit, welche die Menschen versagten, dann auf zu der Mutter, die damals die Saat ihrer Todeskrankheit in sich aufnahm, als wolle er ihr Trost und Muth einflößen. Unbekümmert um ihn trat ich den Weg in das Gefängniß an. Aber Lothar und sein drohender, verderblicher Blick, lag mir immer im Sinne. Jahrelang schmachtete ich im Kerker um des Rechtes willen, jahrelang fürchtete ich für Lothar und als endlich die Pforten

meines Gefängnisses geöffnet wurden, da stürmte auch die Erfüllung dieser Furcht mit so vielen andern Schrecken auf mich ein. Er war zu dem Feinde des Vaterlandes übergetreten, er wollte ertrotzen, was er nicht erwarten konnte."

„Richtet nicht mit Strenge, damit auch ihr nicht also gerichtet werdet!" sagte in einem sanft verweisenden Tone der Geistliche zu dem heftig bewegten Waßmer. „Ihr Sohn hat gefehlt, aber sein Fehler ist verzeihlich. Die Kindesliebe hat ihn irre geleitet und wenn wir den Gang der Ereignisse betrachten, so behauptet sich dieser Irrthum so folgerichtig in seinen Wirkungen auf die damaligen Machthaber, daß man sich in der That versucht fühlt, ihn eher als eine politische Berechnung anzuerkennen. Haben jene der Stimme der Bitte, den tadelnden Vorstellungen, den Beweisen von der Unschuld der Gefangenen, die von allen Seiten zusammenströmten, Gehör gegeben? Nein, sie bleiben hartnäckig bei ihrer ungerechten Strenge, bis endlich das drohende Verderben, von den Neufranken über die Grenze des Schweizerlan-

des gebracht, sie mit Angst und Entsetzen ergriff, bis sie sich nun der Hülfe, der Vermittelung derjenigen benöthigt glaubten, die in ihren Kerkern schmachteten. Sehen Sie, mein Freund, hieraus, daß, wenn die Ansicht Lothar's auch nicht die rechte, sie doch die richtige war."

„Alles was geschehen ist, wäre auch ohne seinen Verrath am Vaterlande geschehen," sprach kopfschüttelnd der Hausherr. „Auch täuschen Sie mich nicht mit dem bescheidenen Vorgeben, daß ich meine Freiheit hauptsächlich dem Andrängen des Feindes zu verdanken habe. Sie, mein edler Freund, Sie und noch einige andere wackere Männer waren es, die den günstigen Augenblick benutzten und durch kluge Maßregeln unsere Freilassung und manche Bewilligung, die man den Seegemeinden bisher strenge versagt hatte, bewirkten. Ich weiß, was ich Ihnen zu danken habe. Ohne Sie und Ihre Freunde hätte man sich wohl nicht gescheut, das Schwerdt, das über einem aus unserer Mitte schon durch Henkershand auf öffentlichem Richtplatze ge-

Bayerische Staatsbibliothek München

schwungen worden war, auf unsere Häupter niederfallen zu lassen. Als wir nun heimkehrten aus der grausamen Kerkerhaft, als wir die freie Himmelsluft wieder athmeten und tausend Freudenfeuer in den Thälern und auf den Bergen am See uns mit der herrlichen Ueberzeugung erfüllten, daß die verdammliche Ungerechtigkeit der Einzelnen von dem Rechtsgefühle der Menge überwogen werde, da fand ich mein Haus verödet, da war die Gattin, die es zu einem Sitze des Glücks und des Friedens gemacht hatte, heimgegangen und mein Sohn, mein ältester, war ein Verräther des Vaterlandes, ein Diener seiner Feinde geworden."

Er wandte sich ab, um die Thränen zu verbergen, die bei diesen Erinnerungen in sein Auge gestiegen waren. Seine Stimme war weich und wehmüthig geworden, die Heftigkeit seiner innern Bewegung hatte sich in ein sanfteres Gefühl aufgelöst. Mit Gewalt schien er sich dann von einem Gegenstande, dessen Gedächtniß ihn so schwer verletzte, loszumachen, trat mit einigen raschen Schritten zu der Glas-

thüre, durch die man in's Freie blicken konnte, und hob ein Wenig den Vorhang, um durch eine Spalte nach dem Garten hinzusehen. Draußen aber herrschte tiefe Dunkelheit, Alles war still und man vernahm nur das Rauschen des See's vom Ufer her. Der Geistliche trat seinem alten Freunde, als dieser jetzt wieder mit sichtbaren Spuren größerer Unruhe und gespannter Erwartung zu ihm zurückkehrte, entgegen und sagte begütigend:

„Lassen Sie uns aufrichtig gegen einander seyn, lieber Waßmer! Hat nicht auch uns das Syrenenlied lockend getönt, als es zuerst über Frankreichs Grenzen herüber drang und begeistrungsvoll von einem neuen Leben der Freiheit, Gleichheit und Gerechtigkeit sprach? Was war unsere Freiheit, deren Flügel der alte Staub des Herkommens, deren Stärke die Macht einzelner Geschlechter, deren frisches Leben die Seelenkrankheit der Aemter- und Stellensucht gelähmt hatte, gegen das jugendlich erwachende Kind der Freiheit in Frankreich, das, ehe es seine Hände in Blut tauchte, ein reiches Füll-

horn voll Blüthen zeigte, die herrliche Früchte versprachen? Ist nicht der Odem dieser Freiheit, das neu erwachende Gefühl für ein gleiches Recht herüber über die Alpen gezogen in Ihr Inneres, in das der Ihnen geistesverwandten Männer, so daß sie nun muthig sich erhoben und im Namen Aller, die unter dem harten Zwange litten, verlangten was ihnen seit vielen Jahren wohl verbrieft und dennoch versagt worden war?"

„Ja, ich gestehe es," sagte mit leuchtenden Blicken und in einem Tone, der an den Tag legte, daß er noch mit ganzer Seele in jener Zeit lebte, die ihn begeistrungsvoll ergriffen hatte, der Greis, „der Ruf, der damals durch alle Länder tönte, daß sie ihre Stimme sollten laut werden lassen gegen verjährten Mißbrauch, gegen Unterdrückung und despotischen Zwang, ließ mir nicht Ruhe Tag und Nacht, bis ich muthig an das Werk ging, das ich im Sinne trug. Aber ich kämpfte für das Recht meines Landes, nicht gegen sein Recht. Das ist der Unterschied zwischen mir und Lothar. Haben wir darum den Ruhm der Väter ererbt, daß

wir ihn beflecken, daß wir ihn entehren durch unsere Handlungen? Wir sind stolz, uns die Enkel der Tell, der Stauffacher, der Melchthal und Winkelriede zu nennen, und wir sollten nicht fühlen, daß uns von ihnen das Erbe eines Herzens heimgefallen ist, das für das Vaterland schlagen, das bereit seyn muß, für es zu verbluten? Wäre damals, als wir die alten Urkunden unserer Gerechtsame aus der Bundeslade zu Stäfa hervorsuchten, um unser Recht gegen die Zürichsche Zwangherrschaft zu beweisen, der Feind über unsere Landesgrenze drohend gezogen, hätte er damals schon unsere friedlichen Thäler mit Mord und Verwüstung bedroht, dann hätte ich zu den schweizerischen Seegemeinden gesprochen: Lasset uns ruhig seyn, lasset uns treu zusammenhalten mit den Städten, mit allen Völkern des Schweizerlandes, damit wir erst den heimathlichen Boden reinigen von den fremden Unterdrückern und ist dieses geschehen, dann wollen wir wieder zusammenkommen, unser Recht besprechen, berathen und verlangen. Aber Lothar? — Spre-

chen Sie mir nicht mehr von ihm! Hätte ich nur dieſen einen Sohn, ſo wäre ich ein ſehr unglücklicher Vater. Vincenz iſt ein Flüchtling, ich weiß nicht, wo er in dieſem Augenblicke umherirrt, ob er ein Obdach hat, unter dem er ſicher weilen, eine Stelle, auf welche er zum ruhigen Schlummer ſein Haupt niederlegen kann. Aber mein Segen begleitet ihn, wo er auch iſt. Als ich hörte, daß er beim Rothenthurme und in Moorgarten rühmlich geſtritten hatte, als man mir ſpäter hinterbrachte, daß er, nachdem Schwyz und Unterwalden im Kampfe ehrenvoll unterlagen, noch immer mit einigen Verwegenen den kleinen Krieg fortſetze, daß dann dieſer Trupp von Tapfern zerſtreut worden ſey, daß man ſie verfolge und jage, wie wilde Thiere — da blieb ich dennoch ſtolz auf ihn, auf dieſen Sohn, der jener alten Heldenzeit nicht unwürdig iſt. Ich erwarte in dieſer Stunde Nachricht von ihm. Laſſen Sie mich die Botſchaft ſeines Todes vernehmen — Sie ſollen ſehen, daß ich nicht weine, aber Lothar,

den Abgefallenen, den Unglücklichen, muß ich beweinen.“

Er ließ sich erschöpft in seinen Lehnsessel nieder. So sehr er sich bemühete, das Gedächtniß des ältesten Sohnes aus seiner Seele zu verbannen, so wollte ihm dieses nicht gelingen. Wie manche Erinnerungen aus der Zeit, wo er noch ein Knabe gewesen, aus jenen Tagen, wo er als ein Jüngling die schönsten Hoffnungen im Herzen des Vaters erweckt, lehnten sich nicht dagegen auf? Er hatte, nachdem er die Freiheit wieder erlangt, an den Sohn geschrieben, er hatte ihn väterlich ermahnt, zurückzukehren in die Heimath und in das Elternhaus, er hatte ihn flehentlich gebeten, doch die Waffen, wenn er sie nicht zur Vertheidigung des Vaterlandes tragen wolle, nicht gegen dieses zu führen. Dieser Brief war ohne Antwort geblieben und der strenge Mann fühlte sich um so mehr darüber empört, da er überzeugt war, daß er durch einen Freund richtig in Lothars Hände gekommen sey. Mit düsterer Besorgniß, mit schmerzlichen Empfindungen peinigte ihn der

Gedanke, daß des Krieges Loos die beiden Brüder einander gegenüber führen könne; denn die Ruhe, die jetzt auf dem Schweizerlande lag, war nur die Windstille vor dem Sturme und es war gewiß, daß bei dem ersten Unfalle der Franzosen, die von Schwaben, von Graubünden und von Italien her bedroht wurden, der Ruf zum Kampfe aus allen Thälern, von allen Höhen Helvetiens erklingen würde. Dann trat auch Vincenz unter den Kämpfern wieder auf, Vincenz, der jetzt, als überwiesen, nach geschlossenem Frieden noch gegen die Neufranken gefochten zu haben, schon in Contumaciam von einem Kriegsgerichte zum Tode verurtheilt worden war und als ein gerichteter Verbrecher verfolgt wurde. —

Dem lebhaften Gespräche der beiden Männer folgte eine lange Stille. Beide schienen vermeiden zu wollen, den Gegenstand, der schon zu so lebhaften Erörterungen Anlaß gegeben hatte, weiter zu verfolgen. Waßmers ganze Seele wurde jetzt von der Erwartung dessen, was ihm die nächste Stunde bringen würde, be-

herrscht und der Geistliche, der die Gefühle, welche den Hausherrn in diesem Augenblicke erfüllten, richtig erkannte, theilte sie als ein treuer, wohlmeinender Freund. Er hatte sich schweigend neben Waßmer gesetzt und hielt dessen Rechte. Dieser hatte keine weitere Gewißheit über die Botschaft, welche ihm heute werden sollte, als daß am Morgen desselben Tages ein Bettler bei ihm eingetreten war, der ihm zuflüsterte, er komme von Kloster Einsiedeln und die Väter ließen ihm sagen, heute um die Mitternachtsstunde einen Freund seines Sohnes zu erwarten, der ihm auch Nachricht von diesem bringen werde. Die räthselhafte Art, wie diese Kunde an ihn gelangte, die Armseligkeit des Ueberbringers, würden in jeder andern Zeit, als in dieser, wo zu so manchen abentheuerlichen Mitteln der Mittheilung geschritten werden mußte, dem Zweifel und dem Verdachte einer Täuschung Raum gegeben haben; aber auch das hoffende Vaterherz ließ diese nicht aufkommen und er sah mit Sicherheit dem mitternächtlichen, noch unbekannten Gaste entgegen.

Der Aufgang des Mondes, der, als der Hausherr von innerer Unruhe getrieben, wiederum durch die Glasthüre in's Freie sah, mit seinem milden Lichte den Garten und die sich diesem anschließende Gebirgskette, beschien, zeigte ihm an, daß nun jeder Augenblick ihm den erwarteten Besuch bringen könne. Er ging sehr bewegt im Zimmer auf und nieder. Oft blieb er stehen und lauschte nach außen hin, ob er nicht Schritte, ob er nicht ein Geräusch vernehme, das ihm die Annäherung des ersehnten Fremdlings verrathe. Einige Fragen, die der freundliche Geistliche in der guten Absicht, ihn zu zerstreuen und durch Hinlenkung seiner Aufmerksamkeit auf andere Gegenstände die Zeit der Erwartung abzukürzen, an ihn richtete, beantwortete er nur kurz, oder einsylbig, oder in einer Weise, welche an den Tag legte, daß er in diesem Augenblicke nicht gestimmt war, ihren Sinn zu fassen. So verging noch eine peinliche halbe Stunde. Der Geistliche war zu einem Tische getreten und blätterte in einer Mappe mit Zeichnungen. Einige

Blätter ſchienen ihn beſonders anzuziehn und er näherte ſich mit dieſen dem Lichte am Fenſter, um ſie hier genauer zu beſehen, als plötzlich ein leiſes Klopfen an dieſes ihm die Ueberzeugung gab, daß der Bote, den ſein Freund ängſtlich erwartete, durch dieſes Geräuſch ſeine Gegenwart anzeigen wollte. Er ſah ſich nach Waßmer um. Dieſer aber war ſchon zu der Thüre geeilt, um ſie zu öffnen, und herein trat nun ein Mann von hohem, ſtarkem Körperbaue, deſſen Blicke forſchend im Zimmer umherflogen. Waßmer erkannte ihn. Es war Walter Brenni, der Schütz von Stanzſtaad.

Sechstes Kapitel.

So ernst, mein Freund? ich kenne dich nicht mehr.

Der Herr vom Hause ergriff rasch beide Hände des Eintretenden und zog ihn in die Mitte des Zimmers. Er war so bewegt und die lebhaftesten Empfindungen bestürmten so gewaltig seine Seele, daß er erst nach einigen Augenblicken Kraft genug in sich finden konnte, ihnen Worte zu leihen.

„Was macht mein Sohn? Wo weilt er? Lebt er noch und wie geht es ihm?“

Diese Fragen drangen endlich über die bebenden Lippen des Greises. Argwöhnisch betrachtete Walter den Geistlichen. Die Gegenwart des fremden Mannes schien ihm bedenklich; er zögerte mit der Antwort. Der Geistliche hatte gleich bei seinem Eintritte sich ihm genähert und schien mit Staunen und Ueberraschung eine Erscheinung wahrzunehmen, die

in ihrem ganzen Weſen ſeinem phyſiognomiſchen Blicke etwas Außerordentliches bot. Seine Augen ruheten glänzend auf dem düſtern Angeſichte des Schützen, der Scharfblick des Forſchers ſprach aus ihnen, die Ueberlegung des Denkers trat in ſeinen eigenen Zügen hervor.

„Dieſer Mann iſt mein beſter Freund,“ ſprach jetzt Waßmer ungeduldig zu dem Schützen. „Vor ihm habe ich kein Geheimniß. Er darf Alles hören, was meinen Vincenz angeht.“

Brenni verbeugte ſich in der ungelenken Weiſe eines Landmanns gegen den Geiſtlichen hin und ſagte dann in ſeinem gewöhnlichen ruhigen und ſchwermüthigen Tone:

„Wir haben einen harten Winter gehabt: Euer Sohn und ich. Jetzt geht es ſchon beſſer. Wir wohnen hoch oben im Sihlthale, in einer Höhle des Diethelmfelſen. Dort wagt ſich keines Feindes Fuß hinauf, dort reichen ihre Gewehre nicht hin.“

„Er lebt!“ rief Waßmer, indem ein freudiges Entzücken aus ſeinem Auge leuchtete und er die Hand des alten Freundes ergriff.

„Hören Sie, er lebt, er duldet und trägt um des Vaterlandes Willen, bis deſſen beſſere Stunden gekommen ſind! Geſegnet, fort und fort geſegnet ſey mir dieſer Sohn! Sprich weiter, Brenni! Setze dich mit uns hierher an den Tiſch. Du wirſt müde ſeyn, du wirſt einer Erquickung bedürfen. Mache dir's bequem. Ich weiß, daß Vincenz lebt, ich kann nun ſchon warten!“

Während der Schütz mit ſtillen und langſamen Bewegungen Stutzen und Reiſetaſche ablegte, holte der Hausherr, deſſen ganzes Innere ſich in freudiger Wallung befand, Speiſe und Trank, die er bereit gehalten, aus einem nahen Wandſchranke herbei. Er ließ ſich mit Walter am Tiſche nieder; der Geiſtliche blieb ſtehen und lehnte, den Schützen immer ſcharf beobachtend, dieſem gegenüber an einen Stuhl. Waßmers Auge hing an dem Munde des Boten. Dieſer nahm, ohne die dargebotene Mahlzeit zu berühren, von Neuem das Wort, indem ein finſtrer Ernſt ſich auf ſeine Stirn lagerte:

„Ihr habt nichts von Eurem Sohne ge-

hört seit den Unglückstagen von Unterwalden. Damals hat er gestritten, wie einer der alten Helden. Viele waren, die ihm nicht nachstanden, aber was half es? Der Muth mußte der Uebermacht erliegen, das Schwerdt tödtete Alles, was da lebte und ihm erreichbar war, die Flamme verwüstete jegliches Eigenthum, das Verbrechen "

Eine furchtbare Erinnerung schien ihn in diesem Augenblicke so gewaltig zu ergreifen, daß er nicht fortsprechen konnte. Seine starke Brust hob sich in mächtigen Odemzügen, er mußte eine Pause machen, in der man bemerken konnte, daß er sich mit Gewalt zu beruhigen suchte.

„Genug," fuhr er dann in einem gepreßten Tone fort, „wenige Tage nach jener Schreckenszeit war schon wieder ein Häuflein verzweifelter Männer, die Alles verloren hatten, nur die Hoffnung auf die Freiheit des Vaterlandes nicht, unter Eurem Sohne versammelt. Hoch oben in den Wüsten der Surenen fanden wir uns und verbanden uns durch einen heiligen Schwur, treu zusammenzuhalten und die Greuel

von Unterwalden zu rächen. In einer ſtillen Nacht ſtiegen wir über den Selisberg hinab zum Grütli und erneuerten dort bei den drei Bundesquellen unſern Schwur. Wir alle haben ihn treulich erfüllt. Am Urner See, an den Ufern des Schächenbaches, im hohen Muottathale haben die Franken die Rächer von Unterwalden kennen gelernt. Aber auch hier entſchied endlich die Uebermacht. Alle ſind ſie gefallen die treuen Männer, nur Euren Sohn und mich" — ſetzte er mit einem tiefen Seufzer hinzu — „hat der Tod noch nicht gewollt."

Er ſchwieg und blickte düſter vor ſich hin. Der Hausherr nöthigte ihn von den Nahrungsmitteln zu genießen, die er ſeinem Gaſte vorgeſetzt hatte. Er nahm ein wenig Speiſe und netzte die Lippen mit dem Weine, den ihm Waßmer zubrachte; dann holte er aus einem Verſtecke ſeines Kleides ein Papier hervor und überreichte dieſes dem alten Manne. Waßmer entfaltete es haſtig. Er erkannte die Schriftzüge ſeines Sohnes. Er las, von deſſen Hand mit Bleiſtift niedergeſchrieben, folgende Worte:

„Ich lebe an einem Orte der Freiheit, wo kein Zwingherr mich findet. Ich bin gesund und kräftig. Ein Freund steht mir zur Seite, der Alles mit mir theilt, Entbehrung und Geduld — nur die Hoffnung nicht. Er überbringt diese Zeilen. Ihm kann Alles vertraut werden. Ich nenne denjenigen nicht, an den sie gerichtet sind, denn sie könnten in die Hand eines Feindes gerathen und die Bosheit könnte sie gegen einen Mann gebrauchen, den ich ewig liebe und verehre. Es werden bessere Zeiten kommen. Sie dringen heran aus den Ebenen Italiens, aus den Hochgebirgen des grauen Bundes und aus Deutschland flammt auch die Sonne einer schönern Zukunft herüber. Bis dahin bewahre ich meine Wohnung da, wo die Gems sich vor dem Jäger verbirgt, wo der Adler horstet. Ich bedarf nur einer Sache. Mein Bote wird sie nennen. Lebt wohl, alle die ich liebe! Mein Geist weilt unter Euch, meine That gehört dem Vaterlande. Lebet alle wohl!“

Mit feuchtem Blicke sah der Hausherr noch eine Zeitlang auf die theuern Züge, nachdem er

sich schon mit ihrem Inhalte vertraut gemacht hatte. Niemand unterbrach das herrschende Schweigen. Walter saß, den Kopf in die Hand gestützt, am Tische und sah finster zur Erde. Der Geistliche konnte, wie es schien, nicht müde werden, in den Gesichtszügen des Mannes zu forschen, die für seine physiognomischen Studien ein Gegenstand besonderer Aufmerksamkeit geworden waren. Man konnte erkennen, daß er bemüht war, in dem Reichthume seines Gedächtnisses, in der Tiefe seiner Seelenkunde alle jene Erfahrungen, die Gefühle und Erduldungen aufzufinden, die in diese starken männlichen Züge eine so herbe Spur der Schwermuth, der bittersten Zerfallenheit mit dem Leben eingegraben hatten.

Endlich hob Walter das Haupt gegen Herrn Waßmer hin und sagte:

„Ich soll Pulver und Blei mitbringen in unsere Einöde. Weiter haben wir nichts nöthig. Das Grattthier ist unsere Nahrung und es ist auch nichts Seltenes, daß uns treue Schweizermänner Lebensmittel und andere Dinge an einen

bestimmten Ort bringen. Waffen und Schießbedarf haben sie nicht, die sind ihnen genommen worden mit der Freiheit.“

Er lächelte bei diesen Worten bitter in sich hinein. Jetzt verließ der Geistliche seine Stelle, trat zu dem Wirthe und sagte in einem Tone des Enthusiasmus und der Begeisterung:

„Freund, ich habe einen großen Mann des Alterthums gesehen: den Brutus, als er den Tod der Portia vernimmt. Dieser Mann ist es. Lieber,“ wandte er sich in seiner sanften, alle Herzen gewinnenden Weise zu Walter, „welcher Sturm des entsetzlichsten Unglücks ist durch dein Herz gezogen und hat dort alle Freuden des Daseyns verwüstet, so daß dir nur zwei mächtige Gefühle geblieben sind, das für die Freiheit des Vaterlandes, und tief versteckt unter ihm die Sehnsucht nach dem Tode?. Sprich, Mann! Vertraue mir. Es giebt keine Wunde des Lebens,“ fügte er stark und mit einem Blicke gen Himmel hinzu, „in die Gott nicht seinen heilenden Balsam träufeln könnte, es giebt keinen Wunsch einer edeln Seele, der nicht durch ein

aus dem tief Innersten aufflammendes Gebet, immer mit gleichem Gefühle genährt und wiederholt, seine Erfüllung zu finden vermöchte!"

Der Schütz blickte unruhig und scheu auf den Fremden, dem die wunderbare Gabe verliehen schien, in der Seele anderer zu lesen. Nach seinen beschränkten Begriffen konnte eine solche Kenntniß nur aus der Uebung geheimnißvoller Wissenschaften, die bei dem Volke unter dem Namen der schwarzen Kunst berüchtigt sind, hervorgehen. Er sah forschend nach dem Hausherrn. Die gute Meinung, welche ihm dessen Empfehlung von dem unbekannten Manne beigebracht hatte, schien zu wanken. Waßmer ahnte, was ungefähr in der Seele des Landmannes vorgehen könne.

„Walter," sagte er freundlich und begütigend, „du verstehst meinen Freund nicht! Er meint, daß du einen schweren Kummer erlitten haben müssest und ich selbst bemerke jetzt an dir eine Niedergeschlagenheit, einen Verfall deines sonst so heitern und muthigen Wesens, den ich mir nicht zu erklären vermag. Es ist

wahr, seit länger als sechs Monden habe ich dich nicht gesehen, du hast Beschwerden und Entbehrungen in dieser Zeit ertragen, aber das vermag den Geist eines Mannes, wie du, nicht so tief zu beugen und es muß dir ein besonderes Unglück begegnet seyn, das deine Seelenstärke brechen, das dich in wenigen Monden so sehr verändern konnte. Sprich, Walter, vertraue uns! Es giebt keinen Schmerz auf der Welt, der nicht in dem Troste theilnehmender Freude Mildrung fände."

„Ihr habt ein Recht, Rede und Antwort von mir zu verlangen, Herr Waßmer;" versetzte tonlos der Schütz. „Ihr habt meinen Vater selig, als er den Meierhof am Egeri-See, wo jetzt Schwager und Schwester hausen, von Euch in Pacht hatte, in schweren Jahren mit Wohlthaten überhäuft, Ihr habt Gutes an mir gethan und Euere Söhne sind mir wie jüngere Geschwister gewesen. Ihr könnt Alles von mir verlangen und ich kann Euch nichts abschlagen. Ich will Euch eine wunderliche, furchtbare Geschichte erzählen; aber meine Zunge

soll verdorren und die heilige Muttergottes mich dereinst verläugnen, wann sie dann je wieder über meine Lippe tritt."

So ruhig der Ton seiner Rede war, so wild schien es indessen in seiner Seele zu stürmen. Er füllte hastig einen Becher mit Wein und stürzte ihn hinab. Dann hob er mit gewaltsam errungener Fassung und Kälte wieder an:

„Ehe noch die fremden Kriegsmänner, die des Tellen alte Freiheit durch ihre neue verdrängen wollten, das Schweizerland betreten hatten, lebte im friedlichen Egeri-Thale ein Landmann, der still seinen Geschäften nachging und daneben seine Freude daran fand, manchmal in die Hochgebirge zu wandern, um eine Gems zu erjagen. Er schoß sicher und weit: davon ward ihm der Name des Schützen. Er dachte nie daran, daß dieser einst den Menschen furchtbar werden könne; sein Geschoß hatte bis dahin niemand bedroht, als das Grattthier auf der Hochalp. Er hatte ein Mädchen in Unterwalden kennen gelernt, er war ihr gut geworden, wie sie ihm: sein ganzes Herz hing an

dem Mädchen. Sie hieß" — hier hielt er plötzlich inne, es war, als ob die Wehmuth ihn überwältigte — „was liegt an dem Namen," fuhr er nach einigen Augenblicken fort, „genug! er wurde einig mit ihr, er beschloß, die Ufer des Egerisee's zu verlassen und mit ihr in Unterwalden ein friedliches Eheleben anzufangen. Da kam der Krieg, da rief ihn die Stimme des Vaterlandes hinauf zum Rothenthurme, hinab in den Moorgarten. Er war keiner der letzten unter den Streitern. Die Sache der Freiheit wurde von dem Pfarrer Marianus verrathen, die Sieger vom Rothenthurme und vom Moorgarten mußten sich unterwerfen. Der Schütz fuhr über den See der Waldstätte hinüber nach Unterwalden und klagte seinem Mädchen den Untergang des Vaterlandes. Sie war ein starkes Weib und beide gaben sich das Wort darauf, nicht eher den Bund, zu dem sie sich verlobt hatten, durch Priesterwort weihen zu lassen, bis der Boden der Heimath frei sey von den fremden Zwingmännern. Der Schütz ging nun im Lande umher und warb im Stillen die

muthigen Männer von Nid und Obwalden. Die Religion war unterdrückt, ihre Diener waren mißhandelt, die wunderthätigen Heiligenbilder geschändet worden. In allen Herzen kochte die Sehnsucht nach Rache. Da ward endlich binnen wenigen Wochen das Werk vorbereitet, da brach der Sturm los, da wurde der Baum mit der rothen Mütze, den sie, wie einst der Geßler die Stange mit dem Hute von Oesterreich, zur Verehrung des Volkes aufgepflanzt hatten, niedergeworfen, da wurden seine Wächter nach allen Weltgegenden verjagt. Die Feuer brannten auf den Hochwachten, die Herzen schlugen wieder frei und freudig. Aber die Fremden kehrten zurück mit Uebergewalt. Nun galt es den Kampf auf Leben und Tod. Alles ergriff die Waffen, was sie führen konnte: Knaben, die kaum der Schule entronnen waren, Greise, deren männliche Kraft wieder erwachte, Priester, die für Gott und die heilige Kirche den Tod nicht scheueten. Ihr wißt ja, wie damals Alles sich begeben, aber was ich Euch jetzt von dem Schützen erzählen will, das wißt Ihr noch

nicht. Er war mit andern Männern in der Schanze, die sie, um eine Landung zu verhindern, am Seeufer von Stanzstaad aufgeworfen hatten. Ihre Kugeln trafen gut. Die Franzmänner, die auf Flößen und in Booten sich naheten, mußten ihre Verwegenheit theuer bezahlen; der Versuch hier zu landen, wollte ihnen nimmer gelingen. Die Männer in der Schanze waren unermüdlich und freueten sich des glücklichen Erfolgs ihrer Thaten. Sie hatten scharfe Augen, die das Grattthier auf der Schneefläche, den Adler in den Lüften zu fassen vermochten: wie hätten sie den Todfeind gefehlt? Da" — hier begann die Stimme Walters unsicherer und bewegter zu werden — „da schlug plötzlich in ihrem Rücken die Flamme aus den verlassenen Heimathsörten empor, Stanz und Buochs brannten im lichten Feuer, die blutdürstigen Feinde waren zu Land vorgedrungen, sie waren an andern Stellen über den See gegangen, sie stürmten jetzt im Rücken und von beiden Seiten heran. Die Männer in der Schanze ergriff der Gedanke an Weib und Kind, die daheim ge-

blieben und der Grausamkeit des Feindes preisgegeben waren, mit Entsetzen. Nur der Schütz dachte nichts, als Vaterland und Freiheit. Die Männer eilten aus der Schanze, den Bergpfad hinauf, um zu retten und zu schützen, wo noch Rettung und Schutz möglich seyen. Der Mann vom Egerisee war jetzt allein, aber diese Einsamkeit machte ihn nicht muthlos. Er schoß fort und fort auf die Franzosen, die vom Fuße des Pilatus her, über die Seeenge herüber wollten und nöthigte sie, immer wieder hinter die verbergende Landspitze zurückzukehren. Am Seeufer herauf, von Kirsiten her, zog indessen eine Schaar von Feinden immer näher. Sie waren der Schanze im Rücken, ihre Kugeln umschwirrten den Schützen, er sah ein, daß er diesem Angriffe, der im Sturme nahete, nicht widerstehen würde können. Schon vernahm er das Jubelgeschrei der Blutsäufer, die des Sieges gewiß, heranstürmten. Hier sahen sie den Eingang der Schanze offen, hier blickte kein todbringendes Geschütz ihnen entgegen. Da ergriff den Schützen die Lust zu einem letzten Wagstück,

da erfüllte ihn die Kraft der Verzweiflung. Er warf sich nieder an einem Geschütze und es gelang ihm, mit den Schultern dieses bis zum Eingange zu schieben und es zu wenden, so daß die Mündung dem Feinde entgegentrotzte. Nicht fünfzig Schritte war er mehr entfernt. Da donnerte es noch einmal von der Schanze von Stanzstaad und ein Hagel von Kartätschen brachte Tod und Verderben in die Reihen der Anstürmenden. Dann schwang sich der Schütz auf die Brustwehr nach dem See hin und mit einem Sprunge, wie ihn einst der Tell aus des Landvogts Schiff auf die Platte am Achsen gethan, erreichte er seinen unten liegenden Kahn und ruderte von unzählichen Flintenschüßen verfolgt, schnell wie der Pfeil, in die ruhige Bucht von Alpnach. Keine der Kugeln, die ihm nachgesendet wurden, traf ihn; er hatte das Unglück, mit dem Leben zu entkommen."

Hier machte Walter eine Pause, in der er mit finstern Blicken zur Erde sah. Während er gesprochen hatte, war seine Stimme lebendiger und kräftiger geworden. Die Erinnerung

an jene Tage des Unterganges und des Ruhmes hatte ihn mit einem Feuer ergriffen, vor dem die tiefe Schwermuth und der tödliche Gram, die sonst sein Inneres beherrschten, auf Augenblicke zurücktreten mußten. Man konnte erkennen, daß er das, was er berichtete, im Geiste vor sich sah, daß er Theil genommen haben mußte an den Gefahren jener Zeit, daß ihm kein Kampf der ruhmvoll erliegenden Freiheit fremd geblieben sey! Bei den letzten Worten aber schien die innere Kraft, die ihn bisher erhalten hatte, zu sinken; er sagte sie mit schwacher, fast gebrochener Stimme. Dann fiel er in jenes düstere Schweigen, das niemand unterbrach, das die Erwartung auf den weitern Gang seiner Mittheilung auf das Höchste spannte.

„Der Schütz, von dem ich Euch sprach," fuhr er nach einiger Zeit in seinem gewöhnlichen ruhigen und melancholischen Tone fort, „dachte erst, als sein Fahrzeug leicht und ohne Schwanken über den Spiegel der Alpnacher Bucht hinglitt, an die Braut, die dort, von wo der Flammenschein am Himmel und die

schwarzen Rauchwolken die Gegenwart der Mörder verkündeten, allein mit der alten Mutter lebte. Entsetzen ergriff seine Seele, eine quälende Besorgniß drang in seine Brust. Er lenkte den Kahn nach dem Roßberge, er sprang hastig beim Ausfluße des Mehlbachs an's Land und flog nun die dunkle Schlucht hinauf, über den Roßberg in das Thal von Stanz. Er mußte einen weiten Umweg machen, er mußte sich einen Weg durch Gesträuch und über Gestein bahnen, denn allenthalben, wo die betretenen Pfade sich hinzogen, vernahm er schon den wilden Jubel und das Mordgeschrei der Sieger. Der Meierhof, in dem sein Mädchen wohnte, lag abgesondert von dem Flecken Stanz, an einer Berghalde, die sich an das höhere Gebirg anschloß." Hier holte Brenni tief Odem, stand auf und trat, jedoch ohne die Blicke zu erheben, einige Schritte in's Zimmer zurück. Er hatte die Arme untergeschlagen; daß indessen die festgeschlossenen Hände des tief ergriffenen Mannes sich krampfhaft unter seine Schultern einpreßten, bemerkte niemand. Mit

bebender Stimme sprach er weiter: „Bäume und Gesträuch umgaben das kleine Gehöf, es konnte leicht von dem Feinde unentdeckt geblieben seyn. Die Dämmerung brach schon ein, als der Schütz von einer Anhöhe herab das wohlbekannte Dach entdeckte. Er sah mit erwachender Hoffnung, daß es unverletzt war, die Mordbrenner hatten, wie er glaubte, den Weg dahin noch nicht gefunden. Unten im Thale wüthete indessen die Flamme schrecklich und ihre rothe Gluth schlug in den Abendhimmel auf. Ringsum wurde noch geschossen, das Geschrei der mißhandelten Weiber, der gepeinigten Greise dünkte ihm jetzt entsetzlicher, als früher, da es noch Tag gewesen. Seine Schritte flogen dem Meierhofe zu, den er, von Furcht und Hoffnung getrieben, in wenigen Augenblicken erreichte. Wenn er die Braut, wenn er ihre Mutter, vielleicht verborgen in einem Winkel der Wohnung noch fand, dann war es ihm ein Leichtes, sie in die Gebirge an einen friedlichen und sicheren Ort zu bringen. Er näherte sich durch den kleinen Garten dem Hause, er trat

durch die Hinterthüre ein — Alles war still! Da blickte er um sich, da sah er in dem Dämmerscheine des Abends die Thüren erbrochen und aus den Angeln gerissen, Kisten und Schränke zertrümmert, Hausgeräth am Boden zerstreut — er eilte weiter, er trat auf den Vorplatz, das Röcheln eines Sterbenden drang an sein Ohr — da lag die Braut in den letzten Zuckungen des Todes am Boden und neben ihr die Leiche der Mutter mit einer weiten blutigen Wunde in der Brust! Er warf sich neben seinem Mädchen nieder, er rief sie bei ihrem Namen, er schrie ihr den seinigen in's Ohr, er suchte nach einer Wunde, die etwa zu verbinden, die — es schien ja möglich — vielleicht nicht tödlich war. Er fand keine. Die Braut lag vor ihm, ein Bild des Entsetzens und des Grauens. Ihre Zähne waren fest aufeinander gepreßt, ein tiefes Röcheln stieg aus ihrer Brust hervor, ihr ganzer Körper wurde von Zuckungen erschüttert. Da öffnete sie noch einmal die Augen. Sie erkannte den Bräutigam, sie sagte mit sterbender Stimme einige Worte,

die ihm ein schreckliches Licht gaben: dann verschied sie. Der Schütz trat hinaus vor die Wohnung. Noch war es nicht dunkel genug, daß sein scharfes Auge nicht ein Wild in bedeutender Entfernung entdeckt und sicher gefaßt hätte. Unten am flammenden Orte Stanz trieb sich ein Haufen der Mordbrenner umher, an seiner Spitze ein Befehlshaber, dessen glänzende Kleidung sich beim Scheine des Feuers von denen der übrigen unterschied. Die Entfernung war groß. Der Schütz setzte eine dreifache Ladung in seinen Stutzen. Wie ein Blitz vom Himmel traf die Kugel den Anführer der Mordbrenner und warf ihn zu Boden. „Das ist ein Sühnopfer," sagte der Schütz grimmig zu sich selbst, „hunderte, tausende sollen ihm nachfolgen!" Er kehrte in das Haus zurück. Was er dachte, was er dort fühlte und sich auf ewig in seinem Herzen festsetzte, drückt keines Menschen Zunge aus. Er blieb ungestört bis Mitternacht. Dann machte er unter einem alten Ahorn ein Grab und begrub darin die Mutter, das Mädchen und — sein Glück. Weiter habe

ich Euch nichts zu sagen. Das ist die Geschichte des Schützen von Stanzstaad," setzte er gepreßt hinzu, „und der Schütz von Stanzstaad bin ich und das Mädchen war — Clevele Hergi!" brach er im Tone des unsäglichsten Schmerzes aus und barg sein Angesicht in beide Hände.

Die beiden Freunde hatten, diese Entwickelung seiner Mittheilung ahnend, still zugehört. Waßmer, der den Walter Brenni als Kind gekannt hatte und ihn als den Sohn seines Pachters, wie einen zu seiner Familie Gehörigen ansah, stand auf und trat zur Seite, um eine Thräne zu verbergen, die unter seinen greisen Wimpern hervorrann.

Der Name des Schützen von Stanzstaad war auch zu seinem Ohr gedrungen, er wußte, daß erst der französische Oberbefehlshaber sich sehr bemüht hatte, diesen tapfern Mann zu bewegen, unter der sogenannten helvetischen Legion Dienste zu nehmen, daß er ihm in öffentlichen Bekanntmachungen einen hohen Sold geboten, dann aber, als er vernommen, daß

dieſer gefährliche Schütz, im Bunde mit einigen andern verwegenen Männern, den Krieg noch immer fortführe, ihn gerichtet und einen Preis auf ſeinen Kopf geſetzt hatte. Nun ſah er dieſen Mann, den der Feind achtete und fürchtete, vor ſich, nun erkannte er, daß es kein anderer ſey, als Walter Brenni, den ſein unglückliches Loos zum Todfeinde der Franzoſen gemacht. Dem Geiſtlichen war es ebenſowohl von Bedeutung, einen Mann kennen zu lernen, deſſen Heldenthat am Ufer von Stanzſtaad ihn mit Bewunderung erfüllte, aber ſein weiches, theilnehmendes Gefühl, der lebendige Drang ſeiner Seele zu helfen und zu tröſten, ſein hoher, religiöſer Glaube, welcher der Allgewalt des Gebetes eine Hinauswirkung in die Ewigkeit und ſelbſt in das Geiſterreich zutraute — eine Schwärmerei, die ſich auf wunderbare Erfahrungen in ſeinem eigenen Leben gründete — gaben ſeinen Gedanken bald eine andere Richtung. Sein ſanftes, ſprechendes Angeſicht, das er meiſt zur Bruſt niedergebeugt trug, erhob ſich, ſein Blick ſah leuchtend aufwärts und eine ſeltſame

Verklärung umspielte seine Züge. Er trat zu dem Schützen, nahm dessen beide Hände, mit welchen dieser noch sein Angesicht bedeckt hielt, zog sie sanft nieder, blickte ihm in die finsteren, von tödtlichem Gram und Verzweiflung zerrissenen Züge und sagte in einem festen, eine unwiderstehliche Ueberzeugung mit sich führenden Tone:

„Sey stark, Mann! Laß dein Gebet aufflammen zum Throne dessen, der mit seinem Odem das Wunderwerk der Welt belebt, er wird auch deine Seele mit Friede und Freude erfüllen! Nichts ist dem Gebete unmöglich, das rein und innig aus der Brust des Redlichen emporsteigt.“

„Doch, doch!“ versetzte traurig der Schütz. „Wie oft habe ich nicht um Mitternacht unter dem Ahorn gesessen, wo sie begraben liegt, und die Hände gerungen und aus der Tiefe meines Elends zu Gott, zu der heiligen Jungfrau und dem Heilande gerufen, daß mir noch einmal das liebe, treue Angesicht des Clevele erscheinen, daß sie mir noch einmal zulächeln möge,

wie sie mir im Leben zugelächelt hat, aber das Grab blieb verschlossen und es geschah kein Wunder vom Himmel herab.

„Du wirst sie wiedersehen!“ erwiederte sehr bestimmt der Geistliche. „Laß' nicht ab vom Gebete, laß' nicht ab von der Hoffnung!“

Wie aus dem Munde eines Propheten drangen diese Worte in die Seele des Schützen. Er blickte erst befremdet, dann ehrfurchtsvoll auf den Geistlichen, dessen Angesicht ihm mit einem Heiligenscheine umgeben schien. Wie aus einem düstern Wahn, der ihn gefangen gehalten, für den Augenblick zu sich kommend, strich er sein dunkles Haar von der Stirn, hielt die Hand eine kurze Zeit sinnend an diese und sagte hierauf in einem gedämpften Tone:

„Meint Ihr wirklich, daß die Todten wiederkehren können, Herr? Haltet Ihr es für möglich, daß ich die Clevele noch einmal auf Erden erblicken möchte?“

„Du wirst sie wiedersehen!“ sprach mit Prophetenstimme und vollkommener Selbstüberzeugung der Befragte. „Der Hauch des Früh-

lungs weckt die Blume, die im Winterſchlafe gelegen, der Strahl der Sonne ruft die Erde ins Leben zurück, die das Todtenkleid ſchon bedeckte, die Tochter des Jairus iſt erſtanden und der Heiland der Welt ſprengte die Pforten ſeines Grabes, um noch zu belehren und zu beſeligen und dann ſeinen Platz an der Seite des Allmächtigen zu nehmen. Meinſt du die Kraft und der Wille Gottes habe ſich verändert ſeit jener Zeit? O nein, es geſchehen noch täglich Wunder von ſeiner Hand, aber die Menſchen ſind zu kurzſichtig geworden, ſie zu gewahren! Sie vertrauen zu wenig, um alle Kraft ihrer Seele, ihr ganzes Weſen, ihr Daſeyn in das Gebet zu legen, das allein hilft und dem Herrn die ſeinigen offenbart. Aber ſey auch ſtark, Mann des Unglücks, und reinige deine Seele von jeder gehäßigen Leidenſchaft! Sey wie jener Held des Alterthumes, wie Brutus, der den Schmerz um die todte Gattin tief in ſeiner Bruſt verbarg und deſſen That nur der Freiheit des Vaterlandes galt. Opfere den Feind nicht deiner Rache, opfere ihn nicht deinem

eigenen blutigen Gelüste! Nur wo es die Selbsterhaltung will, wo der Ruf der Heimath nach Freiheit es gebeut, da kämpfe, schlag' und triff! Versprich mir das, Mann! Bedenke, daß das Gebet desjenigen, dessen Seele die Rache beherrscht, nicht rein zum Himmel dringen kann!"

„Ihr habt mir einen großen Trost, eine große Hoffnung gegeben, Herr!" sprach Walter, indem er in die geöffnete Hand des Geistlichen seine Rechte legte. „Dafür gelobe ich Euch, keinen Franzosen mehr zu tödten, als im offenen Krieg und wo es die höchste Noth verlangt. Freilich sucht mich diese Noth oft heim, denn sie jagen und umstellen mich, wie eine gehetzte Gems, und der offene Krieg ist auch nahe und wird hereindringen über alle Grenzen des Schweizerlandes, hervorgehen aus seinen Thälern, herabstürmen von seinen Bergen. Ich danke Euch, Herr, für das große Wort, das Ihr zu mir gesprochen! Ihr habt mich besser gemacht in wenigen Augenblicken. Ihr habt den Stachel des Schmerzes gestumpft, der in mein Herz bohrt, aber ganz, ganz —" setzte er mit

einem Seufzer hinzu — „wird der Schmerz nie aufhören.“

Er nahm jetzt Gewehr und Reisetasche, die auf dem Tische vor ihm lagen, zur Hand und sah unruhig und auffordernd nach dem Hausherrn, als erwarte er von diesem nun die Aufträge, welche er ihm für den Sohn ertheilen möchte. Da näherte sich ihm Waßmer, der indessen nachsinnend am Ofen gestanden hatte, und sagte, seine Hand auf den Arm des Schützen legend:

„Du kannst heute nicht zurückkehren, Walter! Es liegt Vieles schwer auf meinem Vaterherzen, was ich dem Sohne mittheilen muß, dem einzigen Kinde, das mir geblieben ist. Ich will ihm schreiben, ich bedarf Zeit hierzu, ich werde den Tag über diesem Geschäfte hinbringen. Dann muß ich auch darauf bedacht seyn, auf geheimen Wegen den Vorrath herbeizuschaffen, dessen Ihr bedürft. Die Herrn der Gleichheit,“ setzte er spöttisch hinzu, „haben dafür gesorgt, daß uns nicht ein Schuß Pulver geblieben ist, nicht ein Korn Schrotes, um die

Saat unſerer Felder vor einem naſeweiſen Sperlinge zu ſchützen. Aber ich habe Freunde und dieſe Freunde kennen ſchon die Mittel und Wege, um den Zwang, der auf uns laſtet, zu hintergehen, den Spionenblick, der uns belauert, zu täuſchen. Du biſt ſicher in meinem Hauſe und du kannſt ohne Mißtrauen innerhalb dieſer Mauern deine Schritte hinlenken, wo du willſt, würde ich ſagen, wenn nicht ein Mann als Gaſt bei mir weilte, dem ich nicht die aufrichtigſten und beſten Geſinnungen zutraue. Verzeihen Sie mir, mein Freund," wandte er ſich zu dem Geiſtlichen, „daß ich in dieſem Falle meine Anſicht über Landolin gelten laſſe, in dieſem wichtigen Falle, wo von einer kleinen Nachläßigkeit, von einem geringen Mangel an Vorſicht die Sicherheit meines Sohnes und dieſes wackern Mannes abhängt! Ich ſelbſt werde dich in ein Zimmer bringen," richtete er dann ſeine Rede wieder an den Schützen, „das niemand betritt, als ich. Es iſt mein Arbeitszimmer und der Weg dahin führt durch mein Schlafgemach. Das einzige darin befindliche

Fenſter geht in den Garten und liegt in einem Winkel, der von mehreren dicht nebeneinanderſtehenden Tannenbäumen verſteckt iſt. Komm', Walter! du wirſt der Ruhe bedürfen nach deiner beſchwerlichen Wanderung, und auch ich bin des langen Wachens nicht mehr ſo gewohnt, um nicht auch, trotz der Bewegung meines Gemüthes, der Natur ihren Zoll zu bezahlen."

Der Schütz nahm, gegen Waßmers Erwartung, keinen Anſtand ſich dieſem Vorſchlage zu fügen. Er ſah ein, daß es zu ſpät ſey, um noch vor Tagesanbruch die gefährlichſten Punkte ſeiner Wanderung zurückzulegen, niemand kannte beſſer, als er, die Nothwendigkeit ſich mit neuem Schießbedarfe zu verſehen und dann hatte er auch noch einen geheimen Auftrag von Vincenz, zu deſſen Ausführung, die er dem jungen Manne heilig gelobt hatte, ihm nicht Zeit geblieben wäre, wenn er noch die kurze Dauer der Morgendämmerung zum Beginne ſeiner Rückreiſe hätte benutzen wollen.

Nachdem der Herr vom Hauſe dem befreundeten Geiſtlichen gedankt hatte, ihm die Stun-

den, die er sonst der Ruhe zu widmen pflegte, geopfert zu haben und Walter demjenigen, der ihm wie ein Prophet der alten Zeit erschienen war, mit einem vielsagenden Blicke des trüben Auges noch einmal die Hand geboten und von ihm einen herzlichen Druck der Rechten und den Wunsch eines bedeutungsvollen: „Lebe wohl und in Frieden!“ erhalten hatte, trennten sich die drei Männer, jeder von andern Empfindungen, von eigenthümlichen Leiden, Sorgen, Erwartungen und Hoffnungen bewegt.

Siebentes Kapitel.

Verbunden, werden auch die Schwachen mächtig.

Bald hatte die Ruhe, deren ungewöhnliche Entbehrung einem Manne von dem Alter des Herrn Waßmer hätte empfindlich seyn müssen, wenn nicht höhere Interessen die Erheischungen

der Natur bei dieſer Gelegenheit in den Hintergrund geſtellt hätten, ſich zu ſeinem Lager gefunden. Der Schütz ſaß indeſſen noch wach in dem kleinen Zimmer, das ihm angewieſen worden war, auf einem Ruhebette und ſchien in tiefes Nachdenken verſunken. Er hatte den Kopf in die rechte Hand geſtützt und blickte auf den Boden, wo das Licht des Mondes, durch die Tannenzweige vor dem Fenſter fallend, auf eine ſeltſame Weiſe ſpielte. Er dachte über die Worte nach, die der fremde Mann, den Herr Waßmer ſeinen Freund nannte, zu ihm geſprochen. „Wiederſehen!“ tönte es in ſeiner Seele und der Gedanke erfüllte ihn mit Entzücken. Die Grundſätze, nach denen er erzogen worden war, ſchloſſen den Glauben an Wunder nicht aus, ſie machten ihn ſelbſt zu einer Bedingung ſeiner religiöſen Ueberzeugung.

„Ich verlange ja nicht viel,“ ſagte er für ſich, „ich will ſie nur noch einmal ſehen! Mein Herz kann ſich nicht drein ergeben, ſie ſo ganz verloren zu haben, daß ſie mir nicht noch einmal zulächeln, daß ſie mich nicht noch einmal

anblicken könne aus den lieben Augen. O Clevele Hergi, warum bist du todt?“ seufzte er aus tiefer Brust. „Die Berge stehen noch, die Ströme rauschen, die Seen glänzen — Alles lebt und — Clevele —“

Er stand auf, indem er das zu mächtig in ihm werdende Gefühl unterdrückte. Nahe trat er dann an die Thüre des Zimmers, in welchem der Hausherr ruhete. Er überzeugte sich, daß Waßmer in tiefem Schlafe lag, und ging nun zum Fenster, dessen Flügel er geräuschlos öffnete. Es lag, wie sein Wirth gesagt hatte, hinter Bäumen verborgen und konnte von keinem Theile des Gebäudes aus bemerkt werden. Der Schütz lauschte vorsichtig in die Nacht, ob Alles draußen still, ob bei dem Unternehmen, das er vorhatte, kein Verrath zu befürchten sey? Nur das Plätschern des Sees an das Gestade, das Rauschen des Märzwindes durch die Zweige waren hörbar. Er stieg vorsichtig über die Brüstung, er ließ sich langsam hinab und hatte, da die Höhe vom Boden nur wenige Fuß betrug, leicht den festen Grund be-

rührt. Leiſe ſchritt er vorwärts und ſuchte ſich, nachdem er den Vorſprung, hinter welchem ſein Gemach verborgen lag, umſchritten, immer im Schatten des Gebäudes zu halten. Ungefähr in der Mitte deſſelben, da, wo die Glasthüre in den Garten hinausging, blieb er auf der Terraſſe ſtehen und ließ ſeine Augen forſchend auf dem Hauſe ruhen. Oben in einem einzigen Fenſter brannte noch Licht. Ein dunkler Schatten bewegte ſich an der Decke des Zimmers. Der Schütz trat hinter einen Stamm, der ihn ganz verbarg, und begann nun die Fenſter des erſten Stockes, wie ſie von dem mittelſten, über der Glasthüre befindlichen, nach der rechten Seite hinliefen, zu zählen. Bald hatte er dasjenige, auf welches ſeine Abſicht gerichtet war, gefunden. Er verließ, indem er noch einmal ſich forſchend nach allen Seiten umblickte, ſeine Stelle und begab ſich mit raſchen Schritten unter das Fenſter. Hier ſtieg eine ſtarke Spalierwand, an welchen der Herr vom Hauſe zu ſeinem Vergnügen allerlei feine Früchte erzog, beinahe bis zu der halben Höhe des Gebäudes

empor. Walter kletterte ohne Zögern an dieſer hinauf. Einige Sparren brachen unter ſeinem Gewichte und auf dieſes Geräuſch ſchien es ihm, als höre er in unbeträchtlicher Entfernung ein Fenſter öffnen. Sein Werk aber gebot ihm Eile. Er hatte das Fenſter des erſten Stockes, das er ſorgfältig unter ſo vielen andern zum Gegenſtande ſeines nächtlichen Beſuches gewählt, glücklich erreicht, er befeſtigte hier irgend eine Sache, an deren richtiger Ankunft in die rechten Hände ihm viel gelegen war, und ſtieg dann eben ſo vorſichtig, wie er ſich hinaufgeſchwungen hatte, wieder hinab. Ohne ſich umzuſehen, eilte er mit tief gebücktem Oberleibe, ſelbſt einem Schatten nicht unähnlich, unter dem Schutze des Dunkels, welches das Gebäude auf ihn warf, hinter die Tannengruppe zurück und gelangte ohne auf ein Hinderniß zu ſtoßen in ſein Gemach, wo er nun auch den Schlummer ſuchte, der ſich ſo ſelten zu ihm fand. —

Die Sonne des nächſten Tages ſtieg freundlich und erwärmend über die Schneegebirge von

Glarus und Schwyz empor und beleuchtete mit ihrem erweckenden Frühlingslichte das schöne Seeufer. Es war der erste Tag, der sich in diesem Jahre so heiter und belebend ankündigte, der, wie ein grüßender Bote des Sommers, diesem vorauszog. Elisabeth war gewohnt frühe aufzustehen und diese Gewohnheit verschaffte ihr, indem sie sich mit stiller Liebe dem Eindrucke, den die heute sich entfaltenden Reize der Natur auf sie machten, hingab, einen Genuß, den sie viele Monate hatte entbehren müssen. Alles schien ihr neu, was sie so lange nicht, von einem heitern Sonnenblicke belebt, gesehen hatte: das Grün, das unter der Schneedecke hervortrat, der Wald, der die Last des Schnees von sich abgeschüttelt hatte. Sie stand sinnend am Fenster und die Lust, welche sie beim Anblicke der freundlichen Landschaft empfunden hatte, löste sich durch so manche Gegenstände, die ihr auffallen mußten, übergeleitet, in wehmüthige Erinnerungen auf. Seit ihrer Kindheit war sie immer sanft, ernst, still und von einer großen Weichheit der Gefühle

gewesen. Selten aber traten bei ihr die Empfindungen, die so leicht zu erregen waren, in's äußere Leben über; sie verbarg sie schweigend in ihrer Brust, sie drängte die Ergüsse, in denen jene sich mittheilen wollten, zurück in ihre Seele und hatte so bei aller Reizbarkeit, welche die Natur in sie gelegt hatte, eine Beherrschung ihres Wesens gewonnen, welche die Stelle einer natürlichen Stärke in einem hohen Grade vertrat. Als sie das jungfräuliche Alter erreichte, konnte sie bemerken, daß ihr Oheim den Wunsch hegte, sie dereinst mit dem ältesten Sohne Lothar zu verbinden; ihr Herz aber fühlte sich zu dem jüngern, Vincenz, hingezogen. Vincenz besaß jene Ruhe, jenen Ernst, die die Bestandtheile ihres eigenen Charakters ausmachten; die Aehnlichkeit der Ansichten und Gefühle hatte sie schon beide einander frühe genähert, während Lothar, der heftige und leicht bewegliche, sich besser in der Nähe Luisens, welcher immer ein Scherz auf den Lippen schwebte, deren Lebhaftigkeit seiner eigenen Raschheit in allen Dingen mehr entsprach, ge-

fiel. Ebenso wie der alte Waßmer in Lothar und Elisabeth, schon als sie noch Kinder gewesen, ein heranwachsendes Ehepaar gesehen, so hatte er auch in derselben Hoffnung Vincenz und Luisen betrachtet. Wie oft war nicht von ihm mit seiner heimgegangenen Gattin eine schöne Zukunft besprochen worden, in der diese Wünsche in Erfüllung gegangen seyn würden! Das Ehepaar ahnete nicht, daß damals schon die Neigungen, die in den jungen Leuten erwachten, diesen Wünschen entgegen arbeiteten. Der Vater hatte seine Söhne mit Strenge und zu den Gefühlen jener kindlichen Ehrfurcht erzogen, die von jeher die patriarchalische Sitte seiner Familie zum Gesetze erhoben hatte. Er dachte nicht daran, daß die Neigungen der Kinder anders wählen könnten, als er selbst gethan hatte. Die Kinder besaßen nicht den Muth, durch eine freiwillige Entdeckung den schönen Traum, den er in die Zukunft hinein träumte, zu vernichten. Da ging Lothar, durch die Ungerechtigkeit, welche der Vater erdulden mußte, gereizt, zu dem Feinde über, da

fand der alte Waßmer, als er aus dem Kerker heimkehrte, die geliebte Gattin todt. Des ältesten Sohnes erwähnte der tiefgebeugte Vater jetzt nur sehr selten, den Lieblingsgedanken, ihn mit Elisabeth vermält zu sehen, gab er auf, aber die Ausführung des oft mit der Heimgegangenen überlegten Planes, Vincenz mit Luisen zu verbinden, lag ihm nun um so mehr am Herzen, da sie ihm ein heiliges, von der Gattin hinterlassenes Erbe dünkte. Vincenz und die beiden Mädchen sahen ein, daß sie ihn in seinen zartesten Empfindungen, in seiner schönsten Hoffnung verletzen würden, wenn sie jetzt schon, wo sein Gemüth ohnehin von so schweren Stürmen getroffen worden, ihm die Wahrheit entdecken wollten. In der geschwisterlichen Neigung, welche der jüngere Sohn und Luise gegeneinander hegten, glaubte er jene süßere Empfindung zu erkennen, die dem Paare dermaleinst das Glück ihres Bundes sichern könne. Elisabeth betrachtete er mit Bedauern. Sie schien ihm eine Verlassene, eine Unglückliche, der frühe die Zukunft ihre Freu-

den verschlossen habe. Zwischen seine Entwürfe und ihre Ausführung trat der Krieg, der sich über die Berge und durch die Thäler heranwälzte zu den Ufern des friedlichen Sees. Die Hirten waren aufgestanden und hatten die Waffen ergriffen. Das Alphorn hatte von den Höhen gerufen, die Flamme von den Gipfeln gewinkt. Da folgte, von dem Segen des Vaters begleitet, Vincenz dem Rufe von den Bergen und dem Gebote seines eigenen Herzens. Als er schied, erbleichte Elisabeth, aber sie weinte nicht; Luise zerfloß in Thränen. Jene bemeisterte ihre Empfindungen, diese dachte an die Möglichkeit eines Zusammentreffens zwischen dem jüngeren Bruder und dem von ihr heimlich geliebten Lothar. Der Vater legte auch das anders aus.

Die beiden Mädchen waren die gegenseitigen Vertrauten ihrer Neigungen geworden. So wie sie als Kinder sich schon für Schwestern ansahen, so mußte ihre innige Anhänglichkeit sich in den Jahren vermehren, wo das Herz des Vertrauens bedarf, wo es zu Erkenntnissen

kommt, die in freundlicher Mittheilung das, was wohlthuend in ihnen liegt, entwickeln. Luiſe ſah Lothar's Vergehen bei Weitem nicht mit ſo ungünſtigem Auge an, wie der alte Waßmer. Nicht, daß ſie weniger ihr Vaterland geliebt hätte, als er. Nein! Sie glaubte nur, daß Lothar in dem Mittel, dieſem zu dienen, geirrt habe, allein ſie entſchuldigte dieſen Irrthum leicht, weil er durch Lothars Liebe zu dem Vater, durch ſeine Entrüſtung über die dem Greiſe widerfahrene Schmach veranlaßt worden war. Sie hoffte von Tag zu Tag auf ſeine Rückkehr, auf ſeine Verſöhnung mit dem Vater. Hatte auch ſie oft ihre trüben Stunden, in denen ſie die Sorge um des jungen Mannes Schickſal, die Furcht vor den Gefahren, die ihn bedroheten, beunruhigten, ſo gingen dieſe doch jetzt noch bald vorüber und ein dauernder Eindruck, wie er ſich in der Seele der tiefer empfindenden Eliſabeth wegen Vincenz und ſeiner freilich viel bedenklicheren Lage feſtgeſetzt hatte, blieb nicht darin zurück. Eliſabeth hatte nicht allein ihren ſtillen Kummer,

ſie hatte auch die Zudringlichkeit der Tante Brigitte zu tragen, die, ſie jetzt frei von jeder Verbindlichkeit gegen Lothar anſehend, den Vetter Landolin zu ihrem Schützlinge gemacht hatte und dieſen „Ausbund aller männlichen Liebenswürdigkeit", wie ſie ihn nannte, ernſtlich zu Eliſabeths künftigen Gatten zu machen geſonnen war. Sie rühmte ihn bei jeder Gelegenheit, ſie prieß ſeine Vorzüge, ſie prieß diejenige glücklich, die einen Mann mit ſolchen Eigenſchaften einſtens den ihrigen nennen würde, ſie ließ nicht undeutlich ihr Bedauern durchſchimmern, daß die Natur ſie leider zu frühe in's Leben gerufen habe, um ſelbſt eines ſolchen Glückes theilhaftig zu werden, ſie ging ſo weit, ahnen zu laſſen, daß Eliſabeth, wenn ſie den Wünſchen des Vetters Gehör gebe, ihr ganzes anſehnliches Vermögen dermaleinſt zu erwarten habe. Die Geduld, mit welcher Eliſabeth ſie anhörte, vermehrte ihre Zuverſicht, nnd wenn das ſanfte Kind, das der Schweſter ſeiner Mutter nicht wehe thun mochte, ihr nicht widerſprach, ſo ſah ſie in dieſer Hingebung eine

Einwilligung, zu der sich zu verstehen, Elisabeth weit entfernt war. Vetter Landolin selbst hegte keine so feste Hoffnungen, wie seine Gönnerin. Trotz ihrer Ermunterung, trotz aller Liebenswürdigkeit, welche er aufbot, Elisabeth zu gefallen, sah er sich von dieser mit gleichgültiger Ruhe und von Luisen mit einem Muthwillen behandelt, den jene nicht zu mißbilligen schien. Aber der Vetter war nicht der Mann, sich hierdurch zurückschrecken zu lassen. Elisabeth war schön, sie konnte auf Reichthum rechnen, sie besaß einen sanften, nachgiebigen Charakter, den er um so mehr bei seiner künftigen Lebensgefährtin wünschte, da er sich vorgenommen hatte, auch ferner als Ehemann in einer Freiheit und Ungebundenheit zu leben, deren Süßigkeiten er in seinem Junggesellenstande hatte schätzen gelernt. Er äußerte der Tante seine Vermuthung, daß Elisabeths Neigung zu Lothar doch wohl nicht so ganz erstorben seyn möge, wie Brigitte glaube, und daß es eben diese fortgesetzte Neigung sey, welche sich seinen Bewerbungen entgegenstelle.

Nun mußte das arme Mädchen manche bittere Anſpielung, manche hochtrabende, ſie ermahnende Redensart, die Brigitte aus den leidenſchaftlichen Aeußerungen ihres Bruders im Gedächtniſſe behalten hatte und oft wunderlich genug an der unrechten Stelle anwandte, vernehmen, und wenn dann Luiſe mit Feuer und Lebhaftigkeit die Sache des geſchmähten Lothars vertheidigte, ſo war Brigitte überzeugt, ſie ſpreche nur im Intereſſe ihrer Freundin. Dem Herrn vom Hauſe blieben alle dieſe Dinge fremd. Die Schweſter kannte ſeinen Widerwillen gegen Landolin zu gut, um vor der Zeit, ehe die jungen Leute mit einander einig ſeyen, mit ihrem Plane herauszutreten; die Mädchen hatten wiederum ihre beſondern Urſachen, den Scharfblick Waßmers nicht auf ihre Herzensangelegenheiten zu lenken.

Von dieſer Abſchweifung, welche zur Verſtändigung des Leſers nöthig ſchien, kehren wir in das jungfräuliche Gemach Eliſabeths zurück, die eben beſchäftigt war, den kleinen Blumenflor, den ſie den Winter hindurch in ihrem

Zimmer erzogen und gepflegt, zum erstenmale dem stärkenden Strahle der warmen Frühlingssonne auszusetzen. Sie öffnete das Fenster und zu ihrem Erstaunen fiel von der Stelle, wo es zusammengefügt gewesen, ein Papier zu ihren Füßen nieder. Welche freudige Ueberraschung aber ergriff sie, als sie das Blatt aufgehoben hatte und nun in den schwachen Spuren eines Bleistiftes die Hand des geliebten Vincenz erkannte! Das Blut trat ihr zum Herzen und sie mußte sich auf einen Stuhl, zunächst dem Fenster niederlassen, um sich zu erholen. Hatte ein Engel, hatte der Schutzgeist ihrer Liebe diese Botschaft gebracht? Ihre Blicke flogen dankbar aufwärts. Da trafen sie in das lauernde Gesicht Landolins, der schräg gegenüber im Fenster seines im zweiten Stocke befindlichen Gemaches stand und jetzt dem Mädchen eine Verbeugung machte, in die sich, bei aller Verbindlichkeit, die ihr beigelegt wurde, ein unverkennbarer Hohn mischte. Elisabeth trat erröthend vom Fenster zurück. Aber der Gedanke, von dem Vetter bei der seltsamen Auf-

findung des Billets belauscht worden zu seyn, konnte ihre Freude und ihren Drang, sich recht bald mit dem Inhalte des Blattes vertraut zu machen, nicht mindern. Sie las die Betheurungen einer innigen und ewigen Liebe, sie ersah, daß Vincenz sich in seiner Lage so wohl und sicher befinde, als möglich, daß er von der schönen Hoffnung beseelt sey, in kurzer Zeit das Vaterland frei von seinen Bedrängern zu sehen und dann auch von der Güte seines Vaters die Billigung einer Liebe erwarte, der dieser doch zuletzt, als ein strenger Freund des Rechtes, wohl eine vorgefaßte Lieblingsidee opfern werde. Er sprach mit glühender Sehnsucht von dem Wunsche, sie, von der er nun so lange getrennt lebe, einmal wiederzusehn, mit tiefem Schmerze von der Unwahrscheinlichkeit, diesen Wunsch zu befriedigen. Er bat sie, dem Boten, welcher ihr diese Zeilen bringe, wenn die Umstände erlaubten, daß er vor ihre Augen trete, ihr ganzes Vertrauen zu schenken, ihm eine Antwort, ein Zeichen von ihrer Hand mitzugeben, das ihm, in der Entfernung von ihr, zu einem freudigen

Troste in seiner Einsamkeit gereichen werde. Dann kam er noch einmal auf den Wunsch einer Zusammenkunft zurück. Was ihm vorher eine Chimäre gedünkt hatte, schien ihm jetzt thunlich. Er erwähnte des Meierhofes am Egerisee, des freundlichen jungen Ehepaares, das jetzt dort hauſete, er hielt es für kein zu großes Wagestück, auf abgelegenen Pfaden in dieſes einſame Thal zu gelangen, um dort Eliſabeth — wenn ſie unter irgend einem Vorwande hinkommen könne — zu finden.

Ach, ſie ſelbſt hegte ja keinen höheren Wunſch, als den Freund der Kindheit, den Geliebten der Jugend, den theuren Dulder für die heilige Sache des Vaterlandes wiederzuſehen! Aber wenn ſie auch alle Schwierigkeiten, die einem ſolchen Unternehmen entgegenſtanden, überwand, wenn ſie den Oheim veranlaſſen konnte, ihr und der Freundin in dieſer ſtürmiſch bewegten Zeit einen Beſuch im Egerithale zu geſtatten, konnte ſie es wagen, den theuren Vincenz allen jenen Gefahren preiszugeben, die ihn da, wo der Menſchen Treiben

ſich lebendiger regte, erwarteten? Und der Bote? Wo war er, wer war er? Von einer Unruhe ergriffen, wie ſie ſie noch nie empfunden hatte, ging ſie, das liebe und bedeutungsvolle Blatt betrachtend, im Zimmer auf und nieder, und ſo wurde ſie von Luiſen gefunden, die ſogleich Kenntniß von dem neuen, merkwürdigen Geheimniſſe erhielt, das nun zu einem Gegenſtande beſonderer Berathungen zwiſchen den beiden Mädchen wurde.

Luiſe war ſcharfblickender, als Eliſabeth. Sie hatte ſchon am geſtrigen Abende mit Befremden des Oheims — ſo nannte auch ſie gewöhnlich den Pflegevater — unruhiges und ungeduldiges Weſen bemerkt, ſie hatte es auffallend gefunden, daß er, ganz wider die ſonſtige Sitte des Hauſes, den befreundeten Geiſtlichen zu einem ſpätern Aufbleiben in ſeiner Geſellſchaft genöthigt hatte, ſie ſchloß aus dem Umſtande, daß ſie den Geiſtlichen, deſſen Zimmer nahe an dem ihrigen gelegen war, erſt gegen Morgen vom Erdgeſchoße heraufkommen hörte, es müßten Dinge von außerordentlicher

Wichtigkeit unter den beiden Freunden verhandelt worden seyn. Noch ein andrer Umstand trug bei, ihren Vermuthungen eine bestimmtere Richtung zu geben. Herr Waßmer genoß in der Regel in den Stunden zwischen der Mittags- und Abendmalzeit nie etwas. Gestern hatte er sich zur Vesper mit Speise und Wein so reichlich versehen lassen, daß Luise, der in dieser Woche die Sorge für die Haushaltung oblag, sich den außergewöhnlichen Appetit des Mannes nicht erklären konnte. Jetzt erinnerte sie sich noch, daß weder etwas von den Lebensmitteln, noch selbst das Porzellan, auf welchem diese dem alten Herrn gebracht worden waren, zurückgekommen sey. Sie erwog alle diese Umstände in ihrem kleinen Köpfchen, zog dann ein sehr bedenkliches Gesicht und sagte mit angenommenem Ernste zu der Freundin:

„Es ist eine Verschwörung im Werk. Nicht gegen dich, nicht gegen mich, auch nicht gegen die Tante und den überzuckerten Vetter, sondern gegen nichts Geringeres, als gegen den Staat. Wende dein Auge nicht von mir, Elisabeth,

als spräche ich thörigtes, der Aufmerksamkeit unwerthes Zeug! Richte deinen schmachtenden Blick nicht wieder zurück auf diese blaßen Zeilen, die doch nur immer das Nämliche wiedersagen, was sie dir schon gesagt haben. Ja, Elisabeth, der Ordnung der Dinge, der edeln Gleichheit, der trefflichen Freiheit, die uns Frankreich gesandt hat, drohet Gefahr in diesen Mauern. Du staunst, du weißt nicht, wie ich das aus deinem Billet herausbuchstabire? Ach, Liebste, das Auge der Liebe ist blind und eine gefühllose Köchin sieht oft weiter, als die gebildetste Dame, die in Liebe ist. Hätte ich nicht jetzt die Kochwoche, so wüßte ich auch nichts. Nun aber weiß ich, daß ein fremder Mann im Hause ist, daß dieser einen gesunden Appetit besitzt, daß er zu denjenigen gehört, die von der Freiheit und Gleichheit der Herrn Franzmänner nichts wissen wollen, daß er dem Oheim Kunde von Vincenz gebracht hat, daß er diesen wahrscheinlich selbst genau kennt und daß auch er und kein anderer es ist, der dir das charmante Billetdoux zwischen die Fugen deines

Fensters practicirt hat. Wenn die Directoren der neugebackenen helvetischen Republik nicht aus allen diesen Dingen eine gräuliche Verschwörung zusammenspinnen, so verstehe ich nichts von Politik in diesen politischen Zeiten, wo jeder Bauernknabe auf der Alp entweder zu Ehren der neuen Helvetier oder der alten Eidgenossen in sein Kühhorn stößt. Der Oheim, ein ehemaliger Unzufriedener, der geistliche Herr, ein bekannter Eidgenosse, der fremde Mann von den Geächteten in den Bergen — wahrhaftig! Da sind die drei Männer im Grütli beisammen, und der Bund ist beschworen worden um Mitternacht bei Wein und Kalbsbraten."

„Du wirst mich böse machen mit deinem unnützen Geplauder!" versetzte Elisabeth, indem sie der Freundin einen Blick zuwarf, der wohl die Bitte ihrer zu schonen und sie bald von ihren Zweifeln zu befreien, keineswegs aber einen Vorwurf oder einen ihrem sanften Gemüthe fremden Unwillen, aussprach. „Du siehst mich in der heftigsten Unruhe," fuhr sie fort, „in der quälenden Ungewißheit, wie und

wo ich den Boten finden ſoll, der an Vincenz meine Antwort überbringt, du gibſt dir das Anſehn, von ihm zu wiſſen, ſeinen Aufenthalt zu kennen und kannſt mich doch ohne Theilnahme meiner Sorge überlaſſen, während du dich an muthwilligen Plaudereien erfreuſt. Das iſt nicht ſchön, Luiſe!“

„Ach, Eliſabeth,“ erwiederte die Freundin, „wenn ich nicht überzeugt wäre, daß du gar nicht böſe werden könnteſt, ſo würde ich Manches unterlaſſen, wozu mich eben mein Vertrauen auf deine Geduld hinreißt! Aber ich will jetzt ernſthaft ſeyn, ich will aus der Tiefe meiner Erfahrungen ſchöpfen, was dir frommen kann. Ein fremder Mann alſo war um Mitternacht im Hauſe und im Garten, er iſt ein Bote von Vincenz, das beweiſt ſein Verkehr mit dem alten Herrn, er iſt ein vertrauter Freund von ihm, das beweiſt ſeine genaue Kenntniß des Locale, die ihm nur dein Liebſter in wohl überlegter Abſicht beigebracht haben kann, das beweiſt der offene Brief, den er ſo treu und klug in deine Hände ſpedirt hat. Ob

er noch unter diesem Dache weilt, das ist die große Frage, und ich glaube sie mit ja beantworten zu können. Ach, Elisabeth, die Neugier ist ein böses Erbe unseres Geschlechtes noch vom Paradiesgärtlein her! Ich fühle, daß ich roth werde, aber ich kann dir doch nicht verschweigen, wie ich heute in der Frühe, als ich im Salon aufräumte, an des Oheims Zimmerthüre gehorcht habe. Er war noch nicht aus seinem Zimmer gekommen und ich wußte ganz gewiß, daß auch niemand zu ihm hineingegangen war und dennoch hörte ich zwei Stimmen drinnen sprechen und vernahm mit Erstaunen den Namen Vincenz. Da beschloß ich denn, mich für dich aufzuopfern und dir zu Liebe mein Gewissen mit der Sünde des Lauschens zu beladen. Ich vernahm die zwei Stimmen noch lange, aber verstehen konnte ich weiter nichts. Endlich hörte ich die Thüre von des Oheims Studierzimmer knarren und es wurde nun ganz still im Schlafgemach. Ich war noch bei meiner Arbeit im Sälchen beschäftigt, als der Oheim, mit allen Spuren einer durchwachten Nacht in

seinem Angesichte, heraustrat und mich bat, ihm Frühstück zu besorgen. Wieder etwas Neues, Außerordentliches! Der alte Herr klagte über eine unruhige Nacht, über einen seltsamen, unerklärlichen Appetit. Er mußte freilich mithungern für den Mann aus den Bergen, der sich nicht bei dem gemeinschaftlichen Frühstück sehen lassen darf. Der gute Oheim schien sehr verlegen, denn er konnte sich wohl denken, daß ich, die recht gut weiß, wie sehr er an der alten Gewohnheit, alle Hausgenossen beim Frühstücke zusammenzufinden, hängt, sein Verlangen sonderbar finden müsse. Ich war nun aber schon mit meinen Gedanken im Reinen und stellte mich so einfältig an, wie es ihm gerade lieb war. Du wirst sehen, Elisabeth, daß er zum Frühstücke einen ebenso guten Appetit mitbringt, wie gewöhnlich. Aus allen diesen Dingen aber kann ein kluger Kopf schließen, daß der Mann, der Geächtete, der Bote und Freund deines Vincenz, noch immer im Hause steckt und im Arbeitszimmer des alten Herrn, wer weiß was für geheimnißvollen Studien obliegt."

„Beſte Luiſe,“ ſagte bittend Eliſabeth, „du weißt dich in ſolche Verhältniſſe weit geſchickter zu finden, als ich, du biſt auch weit erfinderiſcher und wirſt gewiß Mittel und Wege erdenken, wie wir den Mann ſehen und ſprechen können! Ich bitte dich, ſinne darauf! Ich habe Vincenz ſo viel zu ſchreiben und wer weiß, wann je eine ſo günſtige Gelegenheit, eine Botſchaft an ihn gelangen zu laſſen, wiederkehrt. Meine Seele iſt immer bei ihm, meine Einbildungskraft läßt mich tauſend Gefahren mit ihm theilen, und während ich ſtill hier im Hauſe umherſchleiche und gedankenlos die gewohnten Geſchäfte vornehme, träume ich nur von ihm und ſeinem Schickſale. Welche Erleichterung für mein ſchweres Herz, wenn ich ihm jetzt endlich einmal ſo viele Beſorgniſſe, ſo manchen Kummer, ſo viele Zweifel, die es quälen, mittheilen kann! Stehe mir bei in dieſer Sache, Herzensluiſe, entziehe mir nur dieſesmal nicht deinen Rath und deine Hülfe!“

„Gewiß nicht!“ verſetzte Luiſe im gutmüthigſten Tone und drückte einen herzlichen

Kuß auf die Lippen der Freundin. „Laß mich nur machen: Es bildet sich schon ein Plänchen in meinem Kopfe, und obschon der alte Herr seinen geheimnißvollen Gast hinter Schloß und Riegel verwahrt hat, so wollen wir doch zu ihm gelangen und mit ihm überlegen und ihm die Briefe zustecken für Herrn Vincenz Waßmer, der nun ein Einsiedler in den Bergen geworden ist. Mir selbst geht das Gelüste nach der Partie an den Egerisee in meinen Gedanken um, und wir hätten dann einmal eine Abwechselung in unserm stillen, traurigen Leben bei der Tante und ihrem Mopse. Das ist aber eine Sache, die erst in der Zeit reifen muß und was März und April nicht bringen, kann wohl der freundliche Mai gewähren.“

Die Glocke zum gemeinschaftlichen Frühstücke ertönte und die beiden Mädchen begaben sich hinab in den Salon, wo sie schon sämmtliche Hausgenossen, bis auf Herrn Waßmer, gegenwärtig fanden. Allein auch dieser erschien nach wenigen Minuten und war bemüht eine Heiterkeit zu zeigen, die mit dem

düstern Nachsinnen, in das er in unbewachten Augenblicken versank, in offenbarem Widerspruche stand.

Achtes Kapitel.

Die Zeit bringt Rath. Erwartet's in Geduld,
Man muß dem Augenblick auch was vertrauen.

Bei dem Frühstücke hatte der Geistliche, den alle Mitglieder des Waßnerschen Hauses als einen bewährten Freund der Familie liebten und ehrten, hauptsächlich die Kosten der Unterhaltung getragen. Er beobachtete, von den übrigen unbemerkt, seinen alten Freund, und wenn dieser in jenes trübe Nachdenken verfiel, dessen wir oben gedachten, nahm er sogleich das Wort und wußte die allgemeine Aufmerksamkeit auf den Inhalt seiner Rede zu lenken. Vetter Landolin zeigte sich, wie gewöhnlich, mehr um die Tante bemüht, als um die beiden jun-

gen Damen; doch bemerkte Luise, die nichts von dem, was um sie her vorging, außer Acht ließ, recht wohl, daß unter seinem glatten, gefälligen Benehmen eine Unruhe und Zerstreuung im Hintergrunde lag, die er sich sonst, Brigitten gegenüber, nie zu Schulden kommen ließ. Er hatte gestern die Absicht geäußert, mit dem geistlichen Herrn am heutigen Morgen, gleich nach dem Frühstücke, wieder nach Zürich zurückzukehren. Als dieser aber aufbrach, um sich bei der Familie zu verabschieden, erklärte der junge Mann, daß er noch einen Tag im Waßmerschen Hause zuzubringen gedenke, wenn anders sein gütiger Wirth ihm die Erlaubniß hierzu nicht verweigere. Er schien die kalte Verbeugung, mit welcher der alte Herr in sein Begehren willigte, zu übersehen, und wandte sich sogleich wieder zu der Tante, die ihn wegen des gefaßten Entschlusses belobte und ihm zuflüsterte, er solle in dieser Zeit nicht versäumen, seine Angelegenheit bei Elisabeth zu fördern. Landolin zuckte kaum merklich die Achseln und erwiederte leise seiner Beschützerin, er habe ihr

in Beziehung auf Elisabeth eine wichtige Mittheilung zu machen, die eigentlich auch die Ursache seines längern Verweilens sey.

Ehe der Geistliche sich entfernte, ergriff er noch einmal des alten Freundes Hand, führte ihn in ein Fenster und sagte in einem ermahnenden, aber zugleich höchst wohlwollenden Tone:

„Es ist meine Pflicht, Sie auf sich selbst aufmerksam zu machen, lieber Waßmer. Ich bin Ihnen als Freund eine Warnung, als Mitbürger Rath und Beistand schuldig. Sie verstehen zu wenig an sich zu halten, zu wenig die Gefühle Ihres Innern in diesen gefährlichen Zeiten zu verbergen. Glauben Sie mir, wir stehen an der Oeffnung eines Kraters, wo jeder Schritt bewacht werden muß, daß er nicht den Unvorsichtigen in ein gähnendes Flammenmeer wirft, das jeden Augenblick ausbrechen kann. Wir werden in kurzer Zeit wunderbare Dinge erleben auf dem Boden der alten Schweizerfreiheit. Von allen Seiten thürmen sich die Unwetter, um verderblich einzubrechen. Und in

dem Herzen unſeres Landes — ach! mein Freund, daß ich es ſagen muß, unter den Kindern der Eidgenoſſenſchaft iſt die Saat zum entſetzlichſten Unheile, zu einem Zwieſpalt, zu Parteienſucht und Bürgerkrieg ausgeſät. Da erwacht ſo mancher alte Haß, die verjährte Rache, der unterdrückte Neid, die widerwillig bezwungene Habſucht, und nimmt die Larve irgend eines Rechtes — denn wie Viele meinen nicht, Recht zu haben — vor, um ihre niedrigen Zwecke zu verfolgen. Da muß jeder Redliche ſehen, daß er wohl ſtehe, um nicht zu fallen. Ich beſchwöre Sie, lieber Waßmer, ſuchen Sie ſich gegen jeden, von welcher Partei er auch ſey, zu beherrſchen. Ich weiß, Sie fürchten den Tod nicht, aber hier handelt es ſich nicht um eine große Idee, für welche das Leben zu opfern wäre, hier ſind es Nichtswürdigkeiten, Getriebe unreiner Leidenſchaften, die doch mit der Zeit in ihr Nichts verſinken, und die Mühe nicht lohnen, daß ein Ehrenmann um ihretwillen auch nur ein Haar auf ſeinem Haupte in Gefahr bringt."

Des Hausherrn Stirn hatte ſich verfinſtert.

Er schien mit sich selbst zu Rathe zu gehen und starrte durch das Fenster, währrnd der Geistliche noch immer seine Hand gefaßt hielt und ihn mit jenem klaren Blicke des sanften blauen Auges ansah, aus dem nur Gutmüthigkeit, Sorge für das Wohlergehen des Freundes sprachen.

„Ich erkenne Ihre gute, freundliche Absicht," versetzte endlich der Wirth mit einem Händedrucke, „aber ich gestehe Ihnen auch offenherzig, daß ich mich nicht entschließen kann, Grundsätzen, denen ich ein langes Leben hindurch so manche Bequemlichkeit, so manche Freude des Daseyns, ja, selbst meine Ruhe, mein häusliches Glück zum Opfer gebracht habe, zu entsagen. Ich habe nicht genug in der großen Welt gelebt, um mich dem, was der Augenblick vielleicht lächerlich oder gar strafbar mit sich bringt, fügen zu lernen. Mein Leben war immer einfach, mein Blick auf das Wohl des Vaterlandes, auf das Bedürfniß meines Hauses gerichtet. Das, was ich als Recht erkannt, galt mir als das Höchste, jeder Entsagung auf irdi-

schen Vortheil, jedes Wagestückes werth. Ich kann jetzt nicht anders werden. Ich will mich nicht vordrängen mit meinen Ansichten, ich will meine Meinung nicht auf offenem Markte zur Schau tragen, denn ich sehe ein, daß dieses in einer Zeit, wo die Forderungen der Menge der Sprachverwirrung bei dem Thurmbau zu Babel gleichen, ein zweckloses Unternehmen seyn würde. Bringt man es aber an mich, will man mich durch glänzende, aber leere Vorspiegelungen, durch jene lockenden Aushängeschilde einer Freiheit, die nach Blut dürstet, einer Gleichheit, die nach dem Besitze fremden Eigenthumes verlangt, von dem Rechte der jetzt übermächtigen Parthei überreden, dann halte ich es eines rechtschaffenen Mannes für unwürdig, die Wahrheit, die ihn beseelt, zu verschweigen, seine bessere Ueberzeugung zu verläugnen. Leben Sie wohl, mein Freund! Fürchten Sie nichts für mich! Diese grauen Haare scheinen niemand gefährlich."

Mit dem Ausdrucke einer nicht gehobenen Besorgniß, entfernte sich der Geistliche von dem

Manne, dessen unerschütterliches Rechtgefühl er achten mußte, dessen leidenschaftlicher Eifer ihn aber auch mit Grund befürchten ließ, er möge ihn in Gefahren reißen, denen selbst Besonnenere und Ruhigere in diesen stürmischen Tagen selten entgingen. Indem er sich zu Tante Brigitten und den jungen Frauenzimmern wandte, um sich auch bei diesen zu verabschieden, erhob sich auf dem äußern Gange plötzlich ein Geräusch, das die allgemeine Aufmerksamkeit erregte und den Geistlichen in der Ausführung seines Vorsatzes störte. Man hörte Gewehre auf den Fußboden stoßen, man vernahm das Sprechen lauter Stimmen in französischer Sprache. Ehe noch Vetter Landolin, der dienstfertig nach der Thüre eilte, diese erreichte, trat ein Diener mit der Meldung herein: es sey eine französische Einquartirung angelangt, bei welcher sich auch ein Offizier befinde, der einen ansehnlichen Rang zu bekleiden scheine.

Der Offizier folgte dem Diener auf dem Fuße. Er schritt rasch in das Zimmer, er eilte auf Herrn Waßmer zu; als er aber diesen

erblassen und mit abwehrenden Händen sich wegwenden sah, blieb er plötzlich bestürzt stehen, heftete die Blicke auf den Boden und suchte vergebens nach Worten, den Herrn vom Hause anzureden. Alle erkannten ihn jetzt. Es war Lothar, der, seit der Vater in die Kerker von Zürich abgeführt worden war, diesen zum erstenmale wiedersah. Auf Luisens Angesicht brannte die Glut der Ueberraschung. Die Freude des Wiedersehens, die Besorgniß wegen des bevorstehenden Ausganges dieser unerwarteten Begebenheit, traten in ihrem ganzen Wesen an den Tag und wer sie in diesem Augenblicke auch nur oberflächlich betrachtet hätte, dem würde es nicht entgangen seyn, daß die Erscheinung des jungen Kriegers eine Theilnahme in ihr erregt habe, die nur in den tiefsten und theuersten Empfindungen des Herzens ihren Ursprung finden konnte. Alle aber waren zu sehr auf die Entscheidung der zwischen Vater und Sohn obschwebenden Angelegenheit gespannt, um Luisen, die sie in dieser Scene für eine untergeordnete Person hielten, einige Aufmerksamkeit

zu schenken. Nur Elisabeth, die wußte, was in diesem Augenblicke in dem Innern ihrer Freundin vorgehen mochte, hatte der Nebenstehenden Hand ergriffen und hielt sie an ihr Herz gedrückt. Zwei der Anwesenden waren außerdem durch den Besuch Lothars, den sie schon unter sich als gänzlich verbannt aus dem Herzen und Hause des Vaters ansahen, in ihren Hoffnungen und Lieblingsplänen angegriffen. Noch war zwar nur Zorn, Unwille und schwer beleidigte Vaterwürde in den Zügen des Hausherrn zu lesen, aber wie leicht konnte nicht ein Augenblick, eine mögliche Aeußerung der Reue von Seiten Lothars jene Empfindungen in Milde, in zurückkehrende Liebe verwandeln? Tante Brigitte und Landolin warfen einander bedeutungsvolle Blicke zu, sie sahen forschend auf Elisabeth, die sie natürlicherweise am Meisten betheiligt glauben mußten, aber sie konnten aus dem Benehmen des Mädchens, das seine gewöhnliche Ruhe nicht verlassen zu haben schien, nichts Genügendes entziffern. Der Geistliche war vorgetreten, doch

schien er unschlüssig, ob er die Rede nehmen, oder dem Gange der Sache selbst ihre Entwickelung überlassen solle.

Lothar hatte endlich einige Fassung gewonnen. Der Vater war ein Paar Schritte zurückgetreten, stand mit untergeschlagenen Armen da und sah finster und kalt, als erwarte er des Sohnes Anrede, auf diesen. Kein Ausdruck der Liebe, keine Hoffnung auf Verzeihung, keine Ahnung der Versöhnung sprach aus seinen Zügen. Er schien den Offizier, wie einen fremden, mehr noch wie einen feindlichen, als einen gleichgültigen Gast zu betrachten.

„Mein Vater," begann, als die herschende Stille jedem der Anwesenden anfing peinlich zu fallen, Lothar, „es ist nicht mein Wille —"

„Ich heiße Waßmer," fiel ihm der Alte mit herbem Tone in die Rede. „Ich bin der Besitzer dieses Landhauses und weiß recht wohl, daß es mir obliegt, die Lasten des Krieges, die unser Vaterland drücken, mit andern zu theilen. Was ist Ihnen gefällig, Herr Capitain?"

Dieser zurückstoßende Empfang konnte den

jungen Mann wohl verwirren, aber nicht entmuthigen. Er hatte ihn nicht anders erwartet, er hoffte den Unwillen, der ihm zum Grunde lag, durch eine unterwürfige Offenbarung seiner dauernden kindlichen Liebe, durch die Darstellung der Verhältnisse, die ihn nun an die einmal ergriffene Parthey unauflöslich fesselten, zu besiegen. Er hatte sich auf diesen Augenblick vorbereitet, er bezwang seinen Stolz, seine Heftigkeit, er wollte nicht einmal daran mahnen, daß es ja um des Vaters Willen gewesen sey, warum er sich zu denen, die Freiheit des Rechtes versprachen, gewandt habe. Er wollte nur durch Demuth, durch ruhige Vorstellungen die Verzeihung des strengen Mannes zu erhalten suchen.

„Erlauben Sie mir," sagte er, so sanft als er vermochte und indem er, um Herrn Waßmer nicht wieder zu reizen, vermied, ihn mit dem theuern Vaternamen zu benennen, „daß ich Ihnen die Gründe darlege, weshalb ich in einem Hause erscheine, wo ich, wie leider mein Bewußtseyn mir sagt, nicht willkommen seyn

kann. Es ist das Haus meiner Kindheit, die Stätte meiner süßesten Erinnerungen, der Ort wo immer — mochte ich auch noch so fern seyn — meine heiligsten Gefühle weilten," hier schweifte sein Blick nach Luisen, „und dennoch," fuhr er fort, „würde ich vermieden haben, ihn ohne Ihre Erlaubniß zu betreten, wenn nicht die Umstände mich gebieterisch dazu genöthigt hätten. Wir leben in einer Zeit, wo jeder Anlaß zu einem Verdachte gierig aufgenommen und zum Verderben des Verdächtigen benutzt wird. Man hat mir dieses Haus zu meinem Aufenthalte angewiesen, ich konnte bemerken, daß besondere Absichten diese Bestimmung leiteten, daß man Gerüchten ein williges Ohr geliehen habe, deren Grund man prüfen wolle. Wer sich einmal thätig in öffentlichen Angelegenheiten gezeigt hat und sich nicht offenbar zu der Meinung bekennt, die jetzt die Uebermacht bildet, der scheint dieser gefährlich. Jene Männer, welche die Sprecher von Stäfa und die Vertreter der Seegemeinden zum Kerker verdammten, stehen jetzt an der Spitze der Ver-

waltung. Ihr alter Haß lebt noch. Was ich leichthin einwandte, um ihren Beschluß zu ändern, wurde nicht beachtet; hätte ich ernster widerstanden, so würde jener Argwohn, dessen gefährliche Folgen ich kenne, bestätigt worden seyn und ich selbst hätte mich als Urheber eines Unheils ansehen müssen, welches das theuerste Haupt treffen konnte. Ich habe nach meinem besten Wissen, nach meiner besten Ueberzeugung gehandelt und überlasse nun demjenigen, dem sie allein zusteht, die Entscheidung."

Sein Auge sank zu Boden und er schien nun eine Antwort des Vaters zu erwarten, der aber fortwährend in einem finstern Schweigen beharrte. Der Geistliche sah unruhig nach seinem alten Freunde. Der Ernst in seinen Zügen hatte sich nicht gemildert, nichts zeigte an, daß ein Gefühl des Wohlwollens für den ältesten Sohn in seine Seele zurückgekehrt sey.

„Warum haben Sie," begann jetzt, zu Lothar gewandt der Geistliche, der gern eine Versöhnung herbeigeführt hätte, „den Brief Ihres Vaters, der doch sicher in Ihre Hände kam, un-

beantwortet gelaſſen? Was Heiliges einem Vater, einem Ehrenmanne am Herzen liegen kann, war in dieſem Briefe enthalten und Sie konnten ihn gleichgültig aufnehmen, ſie würdigten ſeine Aufforderungen in ſeine Arme, zu der Pflicht, die jeden treuen Schweizer beſeelen muß, zurückzukehren, keiner Beachtung? Ich bin überzeugt, daß Sie hier einen Umſtand anführen können, der Sie entſchuldigen, der Sie hoffentlich rechtfertigen wird!"

„Ich ehre in Ihnen einen alten Freund dieſes Hauſes," antwortete noch immer ruhig Lothar, „einen Freund, welchem ich das Höchſte verdanke, was ich ſelbſt, freilich auf irrthümlichem Wege, erzwecken wollte: die Freiheit des verehrten Mannes, dem ich mich noch nicht mit Liebe nahen darf. Hören Sie mich und dann urtheilen Sie! Ich war in die Reihen derjenigen getreten, welche Unterdrückung der Willkühr, Freiheit der Menſchenrechte verkündigten. Bald erkannte ich, daß mein Wahn mich verlockt, daß die Stimme der Lüge, die ich für die der Wahrheit gehalten, mich getäuſcht hatte.

Ich begriff zu spät diesen Irrthum, aber seine Entdeckung erfüllte mich mit einem quälenden Gefühle, das sich von Tag zu Tage vermehrte, das mich nimmer verläßt und warlich eine bloße Täuschung zu hart bestraft.“ Seine Stimme wurde jetzt bewegter und er konnte die Gelassenheit, die er bis jetzt gezeigt hatte, nicht ferner behaupten. „Ich sah die Wohnungen meiner Landsleute in Flammen aufgehen, ich ward Zeuge, wie wehrlose Greise, Weiber und Kinder fühllos niedergemetzelt wurden, ich wagte mein Leben, diesen Grausamkeiten Einhalt zu thun. Man hatte mich beobachtet, man schöpfte Verdacht gegen mich. Bald konnte ich bemerken, daß alle meine Schritte bewacht wurden. Da erst erhielt ich jenen Brief. Wo nun einen treuen Boten hernehmen, der meine Antwort, der das Bekenntniß meiner Täuschung überbracht hätte, in dessen Händen mein Schreiben demjenigen, an den es gerichtet war, nicht gefährlich werden konnte? Die Männer des Landes sahen mich für ihren Feind an, diejenigen, deren Kleid ich trug, trauten mir nicht. Und

dann —" setzte er in einem Tone hinzu, der schmerzhaft aus seiner bewegten Seele drang — „was hätte ich schreiben können, das dem Verlangen in jenem Briefe entsprochen, das die Beruhigung, die gewünscht wurde, gegeben hätte. Ich bin einmal unauflöslich an die Sache geschmiedet, die ich ergriffen habe, wie jener Held der alten Götterzeit an den Felsen, wo der Geier sein Inneres zerfleischt."

„Wie, Lothar," sagte ergriffen der Geistliche, indem er sich mit dem Ausdrucke inniger Theilnahme dem jungen Mann näherte, „Sie erkennen die Täuschung an, in deren Netz sie gefallen, Sie bereuen einen Uebertritt, der Sie von Allem, was Geburt, Erziehung und Familienbande Ihnen nahe gelegt, trennt, und dennoch wollen Sie der unwürdigen Fessel sich nicht entledigen? Was kann Sie zurückhalten, was kann Ihren freien Willen in dieser Sache beschränken?"

„Die Ehre!" erwiederte sehr bestimmt Lothar. „Sie ist das höchste Gut eines Soldaten und alle andere Rücksichten müssen sich

ihr unterwerfen. Kein theueres Gefühl des Herzens, keine Hoffnung einer schönen Zukunft, kein süßes Band kann gegen ihr Machtgebot bestehen. Soll ich für einen Feigen gelten, für einen Verräther, einen Ehrlosen? Nimmermehr. Wann der Himmel den Segen des Friedens ausgießt über dieses Land, wann das Schwerdt in der Scheide ruht, wann die Versöhnung, welche tausende wieder vereinigt, auch in die Wohnungen der Einzelnen dringt, dann lege ich dieses Kleid ab, dann erst darf ich den Geier bannen, der an meinem Herzen nagt. Komme Alles über mich, alles Leiden, was sich auf eines Menschen Brust häufen kann, ich werde es ertragen und entsagen; aber meine Ehre muß fleckenlos seyn, mein Name soll nicht zum Spott werden bei jenen, denen ich sie, mit dem ersten Schritte zu ihnen, verpfändet habe!"

„Armer Lothar!" versetzte der Geistliche und sein Blick lag trübe auf dem Sohne des Freundes. „Dieser Wahn ist schrecklicher, als der erste, dem Sie sich entrissen haben. O ich kenne seine unwiderstehliche Gewalt, ich weiß,

daß er tief in die Seele deſſen wurzelt, den er einmal ergriffen hat, und ihn oft im Tode erſt verläßt! Ich weiß auch, daß es vergeblich ſeyn würde, die Stimme dagegen zu erheben, ihn mit Gründen umſtürzen, ihn mit dem Lichte der Wahrheit erhellen zu wollen. Dieſe Soldatenehre iſt eine Sache, die Allem, was Vernunft, was Sitte und Religion gegen ſie einwenden, das Gehör verſagt. Sie ſteht tyranniſch für ſich da: abgeſchloſſen auf ihrem blutigen Throne, gebieteriſch jedes Opfer verlangend, ſey es auch das des Heiligſten. Noch einmal, Lothar, ich muß Sie bedauern, daß Ihr beſſeres Selbſt dieſem Götzen unterthan geworden iſt."

„Auch das muß ich ertragen," ſprach reſignirt der junge Mann: „noch mehr vielleicht," ſetzte er mit einem unruhigen Blick auf den Vater hinzu; „denn ich fürchte ſehr, hier nicht bei Allen die Theilnahme gefunden zu haben, die ich hoffen zu dürfen glaubte."

Der alte Waßmer, der bisher unbeweglich geſtanden und mit immer finſterer werdendem Ernſte die Aeußerungen des Sohnes ver-

nommen hatte, trat jetzt vor und schien endlich das Schweigen, das er beobachtet hatte, brechen zu wollen. Aller Blicke richteten sich auf ihn, die gespannteste Erwartung malte sich in Aller Zügen.

„Ich habe einen Sohn," begann er in einem gepreßten, herben Tone, der die Anwesenden keine erfreuliche Aenderung seines Sinnes ahnen ließ, „den die Waffen, welche Sie tragen, Herr Capitain, bis in die verborgenste Zuflucht, in Oeden der Felsen, in die Schneewüsten der Gletscher verfolgen. Wenn Sie diesem Sohne begegnen sollten, Herr Capitain, so ersuche ich Sie, seiner zu schonen; denn er ist ein wackrer Jüngling, auf dem der Segen seines Vaters ruht."

„Das ist zu viel!" rief außer sich Lothar. „Bin ich denn ein Pestkranker, ein Geächteter der Menschheit, von dem sich selbst derjenige mit Abscheu wendet, den ihm die Natur am nächsten gestellt hat? Was habe ich verbrochen, das einen Brudermörder in mir ahnen läßt? O er ist glücklich dieser Bruder, denn ihn hat kein unseliger Wahn in der Tiefe seiner Brust

ergriffen an seinem heiligsten Gefühle und fortgerissen in den Strudel, aus dem kein Entrinnen ist! Er ist glücklich, denn die Liebe des Vaters ist ihm geblieben und ihr Sonnenschein erwärmt seine Seele in dem starren Winter der Eiswüste! Aber ich beneide ihn nicht. Ich liebe ihn zu sehr, um ihm nicht ein Glück zu gönnen, das er verdient. Wer weiß, ob er nicht siegreich aus dem Kampfe hervorgeht, der das Vaterland verwüstet? Möge er es! Meine Wünsche begleiten ihn und ich kann der Sache nicht zürnen, gegen die ich gezwungen bin, zu fechten. Es giebt gute Schützen unter den Hirten, ich weiß, daß sie nicht leicht ein Herz verfehlen, das unter dem Rocke schlägt, den ich trage. Der alte Freiheitsgeist gährt unter ihnen und wird bald ausbrechen zu wildem, nichts verschonendem Kampfe. Dann bringt wohl die Kugel eines solchen Schützen dieses Herz zur Ruhe, das nur aus Irrthum, nicht aus bösem Willen fehlte. Leben Sie wohl, mein Vater!" fuhr er in einem ruhigern, bestimmten Tone fort, „Ich verlasse dieses Haus, in dem ich

nicht gern gelitten bin, ich will kein Gefühl durch meine Anwesenheit verwunden, das, so strenge es mich auch trifft, ich dennoch ehre. Aber ich kann nicht gehen, ich kann nicht vielleicht auf ewig scheiden, ohne das Bewußtseyn mitzunehmen, eine Person bleibe im Vaterhause zurück, die den unglücklichen, verlorenen Sohn entschuldige, deren Liebe und Treue ihm der einzige Trost in seiner Verbannung seyn kann! Luise," wandte er sich jetzt in einem zärtlichen Tone zu dieser und bot ihr die bebende Rechte, „verdammst auch du mich, hast du mein Gedächtniß in deinem Herzen verlöscht, wie es auslöschen soll auf der Geschlechtstafel der Waßmer?"

„Nein, Lothar!" sagte entschlossen die junge Dame, indem sie vortrat und ihre Hand in die dargebotene des Offiziers legte. „Mag es jedermann hören, daß ich dich liebe und dir treu zu bleiben gelobe für alle Zeit. Ein Augenblick, wie dieser, zerreißt den Schleier jedes Geheimnisses. Was wir uns tausendmal versprochen in unbelauschten Stunden, das ver-

ſpreche ich hier auf's Neue vor Allen, die es hören wollen. Ich werde nie einem andern Manne angehören, als dir. Du trägſt ein unverſchuldetes Unglück, deshalb ſtemme dich muthig gegen dieſe Laſt und ſuche ſie dir durch Ruhe — iſt es möglich — durch Heiterkeit zu erleichtern. Was Andere nicht begreifen, das begreife ich recht wohl. Du kannſt jetzt nicht, ohne deine Ehre zu beflecken, auf deinem Wege umkehren. Ich weiß dein äußeres von deinem innern Leben zu trennen, ich weiß, daß dein Herz rein iſt und für die Sache des Vaterlandes ſchlägt, wie das meinige. Wer ſieht in die Zukunft, wer kann nur die nächſte Stunde vorausberechnen? Alles kann ſich umgeſtalten in einem Augenblicke, die Brüder, die das Schickſal von einander geſchieden, liegen ſich in den Armen, und das Vaterherz, das ſich abgewendet, öffnet ſich wieder der Milde und der Verzeihung. Glaube mir ſicher, Lothar, dieſe Zeit wird kommen. Sieh ihr heiter entgegen, wie ich, hoffe und erfülle, was dir deine Pflicht gebeut!“

Diese in einem ruhigen und bestimmten Tone gegebene Erklärung verfehlte ihre Wirkung nicht auf den größten Theil der Anwesenden. Der Geistliche, der die Absichten seines alten Freundes kannte und nicht anders glaubte, als daß dieser auch über die Neigungen der jungen Leute mit sich im Reinen gewesen sey, blickte fragend und befremdet nach diesem hin. Vetter Landolin und seine Beschützerin sahen sich in Allem, was bisher ihre Berechnungen geleitet hatte, getäuscht; der erste wußte nicht, auf wen er jetzt seinen Verdacht richten sollte, da es ihm doch unzweifelhaft schien, daß Elisabeth ein geheimes Einverständniß mit irgend einem Manne habe. Diese war an der Seite ihrer Freundin vorgetreten, allein ihr gewöhnliches sanftes Aeußere hatte sich nicht verändert und nur ihr bittender, nach dem Herrn des Hauses gewendeter Blick, ließ die Theilnahme erkennen, die sie an dem Loose Luisens und Lothars nehme. Auf dem Angesichte des alten Waßmer zeigte sich ein bitteres Lächeln. Aber er hatte seine Stellung nicht verändert,

er zeigte sonst durch nichts, daß er heftiger bewegt, stärker gereizt sey. Dem mächtigen Gefühle der Entrüstung und des Unwillens über die Erscheinung Lothars in seinem Hause, schien das einer gescheiterten Hoffnung, das, was die neue überraschende Entdeckung veranlassen mußte, zu unterliegen.

Indessen hatte Lothar beide Hände Luisens mit Innigkeit an seine Brust gedrückt und sagte dann, von einer Freude belebt, die sein Auge glänzen und seine Wange erröthen machte:

„Ich scheide mit einer großen Beruhigung in meiner Seele. Mir gewährt wohl ein freundlicher Nachbar ein Obdach, das mir hier versagt wurde. Was der Himmel Gutes und Freudiges zu den Menschen herniedersendet, das möge er dem Manne, den ich nicht mit dem theuren Namen, auf den die Natur, auf den mein Herz mich hinweis't, anreden darf, um ihn nicht zu verletzen, gewähren! Leben Sie alle wohl! Wir sind uns sicher, Luise, wir finden uns wieder, wo es auch sey und ob auch

deine Gefühle der Sache feindlich sind, der ich dienen muß!"

Mit diesen Worten verließ er eilig den Salon, ohne daß der strenge Vater durch ein Wort, durch eine Bewegung den Wunsch verrathen hätte, ihn zurückzuhalten. Da trat der Geistliche zu ihm und sagte mit ernster Stimme:

„Hatten Sie kein Wort des Trostes für ihn, keine Aeußrung der Milde, die den Unglücklichen erheben konnte?"

„Er ist ein Feind des Vaterlandes;" erwiederte finster der Greis: „ich kenne ihn nicht. Er giebt vor, seinen Bruder zu lieben, und stiehlt ihm die Braut; ich muß ihn verachten."

So hart und entschieden diese Rede auch klang, so mochte doch in diesen Augenblicken sein Inneres von Zweifeln ergriffen seyn, die er vergebens zu bekämpfen suchte. Mußte nicht eine Stimme der Mahnung sich in seiner Seele erheben, die ihm sagte, daß er nie bedacht gewesen, die Neigungen der Mädchen und der jungen Männer, die er für einander bestimmt hatte, zu erforschen? Hier machte ihm das

Rechtsgefühl in seiner Brust, dem er alle Handlungen seines Lebens unterwerfen wollte, einen leisen Vorwurf, wenn es ihn auch wiederum in Hinsicht auf Lothar's Abtrünnigkeit in dem Entschlusse: diesen von sich entfernt zu halten, befestigte. Er konnte nicht gerade in das offene Auge seines geistlichen Freundes blicken, er nahm noch einmal hastig Abschied von ihm und zog sich dann, gegen alle Uebrigen ein finsteres Schweigen beobachtend, in sein Zimmer zurück.

Die kleine Gesellschaft, von verschiedenen Gefühlen bewegt und Gedanken hingegeben, die alle, aber in sehr getrennten Beziehungen, ihre Richtung in die Zukunft nahmen, löste sich jetzt auf. Der Geistliche bestieg den Wagen, der ihn erwartete, um in die Stadt zu dringenden Berufsgeschäften zurückzukehren; Tante Brigitte und ihr Günstling begaben sich in die Zimmer der ältlichen Dame, wo eine Conferenz über die außerordentliche Dinge, die sich zugetragen hatten, gehalten werden sollte.

Neuntes Kapitel.

Verrath und Argwohn lauscht in allen Ecken;
Bis in das Innerste der Häuser dringen
Die Boten der Gewalt.

Der Abend dieses Tages war sehr milde. Die Wasser rauschten lebendiger von den Bergen herab, an dem Seeufer war während des warmen Tages die letzte Spur des Winterschnees weggeschmolzen.

Walter Brenni, dem es lästig gefallen, wider seine Gewohnheit den ganzen Tag in der eingeschlossenen Zimmerluft ausharren zu müssen, trat, als die Dämmerung einbrach, an's Fenster, öffnete dieses und überließ sich, während er die frische Luft in vollen Zügen einathmete, seinen Gedanken. Er hatte im Laufe des Tages von Herrn Waßmer erfahren, daß der Mann, der ihm prophetisch das Wiederse-

hen mit Clevele Hergi verkündigt hatte, ein ketzerischer Geistlicher sey und dieser Umstand machte ihn in dem Vertrauen irr, das er seiner tröstenden Voraussagung geschenkt hatte. Er rief sich die Worte des wunderbaren Mannes in sein Gedächtniß zurück, er wiederholte sich Alles, was er in der nächtlichen Unterredung vernommen hatte. Da war nichts, was der Lehre seines Glaubens widersprochen hätte, da schien ihm Alles so heilig und der Seele erfreulich, als habe er es im Beichtstuhle aus dem Munde eines geweiheten katholischen Priesters gehört. Seine Zweifel fingen an, sich zu beruhigen und als er nun am offenen Fenster stand und endlich mit seiner Ueberlegung im Klaren war, da hatte die Ueberzeugung, der Mann meine es redlich, da hatte der tief in seine Seele greifende eigene Wunsch, jene prophetischen Worte möchten sich erfüllen, gesiegt, und er ehrte nun denjenigen, den er in einem andern Falle, seinen Vorurtheilen gemäß, keines Vertrauens werth gehalten haben würde, wie einen Heiligen.

„Ja, ich werde sie wiedersehen!“ sagte er in sich hinein. „Aber wann — wann? Jenes ist die Hoffnung, die mein Herz jetzt neben der tiefen Trauer erfüllt, dieses ist die Frage, die meines Lebens Kräfte neu spannt in seliger Erwartung. Und wann ich sie wieder gesehen habe, wann sie mir wunderbar erschienen ist — wie? das wissen die Heiligen — was soll dann geschehen, was ist dann noch übrig zu tragen und zu leiden?“ Er sah nachsinnend zu Boden. Nach einigen Augenblicken antwortete er sich selbst, das Haupt ruhig neigend: „Der Tod! Der Tod eines freien Schweizermannes im Kampfe gegen die Unterdrücker. Gott und die heilige Jungfrau gewähren mir dieses Loos!“

Unter den Betrachtungen, denen sich der Schütz hingab, hatte er unterlassen, seine Wachsamkeit in dem Grade nach Außen hin thätig zu zeigen, wie es sonst in seiner Gewohnheit lag. Er hatte ein leises Geräusch in den niedern Zweigen der Tannen, er hatte leichte, schleichende Schritte, die zwischen den Bäumen naheten, nicht wahrgenommen. Jetzt standen

mit einemmale zwei Mädchen vor ſeinem Fenſter, die ihn erſt neugierig, dann überraſcht anſchauten. Er ſah ein, daß es zu ſpät ſey, ſich zurückzuziehn. Dann konnte er ſich auch denken, daß ihm von dieſem Beſuche keine Gefahr drohe. Die Dämmerung war noch leicht genug, um, wenn er nicht auch in einer der jungen Damen diejenige hätte vermuthen müſſen, der er das Schreiben von Vincenz überbracht hatte, ihn erkennen zu laſſen, er erblicke die Mädchen vor ſich, die oft als Kinder bei ſeinen Eltern in Egeri Wochen lang im Hauſe geweſen waren, die er vor zwei Jahren etwa zum letztenmale geſehen und die ſich ſeitdem nur wenig verändert hatten.

„Walter Brenni, du biſt es?“ ſagte Luiſe, die den Arm der zögernden Freundin hielt und dieſe näher an's Fenſter zog. „Kaum hätt' ich dich erkannt, ſo ſehr ſcheinſt du mir verändert. Du warſt der Bote, der dieſe Nacht zu einem gewiſſen Fenſter aufſtieg und ein Briefchen einſchob von dem Herzallerliebſten eines gewiſſen jungen Frauenzimmers; du weißt von

Vincenz zu erzählen, du kennst seinen Aufenthalt, du kannst tausend Fragen beantworten, die dem gewissen jungen Frauenzimmer auf den Lippen schweben, und zu denen sie noch nicht Muth und Kraft in sich findet. Erzähle mir erst, lieber Brenni, und mache sie ein wenig dreist durch deine Rede, denn, ich weiß, sie trägt gar Viel auf dem Herzen, was sie gern dir aufladen möchte, um es an jenen Herzallerliebsten mitzunehmen.“

Während Elisabeth der Freundin durch Zupfen und Drücken ihre Unzufriedenheit über den Muthwillen, mit dem sie eine ihr so wichtige Sache behandeln konnte, zu erkennen gab, schien Brenni zu überlegen, was bei dieser Gelegenheit zu thun sey. Erst meinte er, es sey bedenklich, den Aufenthalt des gefährdeten Vincenz zwei jungen Mädchen, von denen ihm das eine doch etwas leichtsinnig vorkam, zu entdecken, dann aber erinnerte er sich der Zeit seiner Liebe, dann wurde jene Bedenklichkeit durch die Erwägung, welche Beruhigung Elisabeth von seiner Mittheilung erwarte, und daß es

ihr von der höchſten Wichtigkeit ſeyn müſſe, die Sicherheit des Geliebten im Auge zu haben, überwogen. Er erzählte nun Alles, was ſeit den Unglückstagen von Unterwalden dem jüngern Sohne des Hauſes, in deſſen Geſellſchaft er von da an geblieben, begegnet war. Die Gefahren, denen ſie getrotzt, die Beſchwerden und Entbehrungen, die ſie ertragen hatten, ſtellte er in einem mildern Lichte dar, um der Gefühle Eliſabeths zu ſchonen. Er bemühete ſich, ihr den Aufenthaltsort im hohen Sihlthale, in den Felſen des Diethhelmberges, als heiter und angenehm, als eine friedliche und ſichere Stätte zu ſchildern, wo ſie in ungeſtörter Verborgenheit oft Freunde aus den Thälern ſehen, und, den Revieren der Gemſen nahe, eine Jagd betreiben könnten, die ihnen Vergnügen und eine ſchmackhafte Nahrung gewähre. Er geſtand ihr auch, daß Vincenz nicht immer in jener öden Einſamkeit weile. In dem Kleide eines Hirten von der Alp, deſſen Sprache und Benehmen er täuſchend nachzuahmen verſtehe, ſteige er oft in die Thäler nieder, und habe

schon manchmal mitten unter den Feinden des Landes Tage lang zugebracht, ohne daß diese geahnt, wen sie unter sich beherbergten. Dieses aber sey ein tiefes Geheimniß, das er — Walter Brenni — noch niemand entdeckt, als ihr allein, da er wohl wisse, daß zwischen zwei Personen, welche die Herzen zusammengegeben für ihr Lebelang, die Freude und Noth miteinander gemeinsam tragen wollten, kein Geheimniß walten dürfe. Sie solle aber deshalb nicht bange seyn um Vincenz. Er benehme sich so klug, daß er keinen Verdacht erregen könne, und wo er sich unter die Franzmänner begebe, da seyen auch immer so viele Freundeshände in der Nähe, um ihm im Nothfalle beizustehn.

„Harret nur geduldig, Jungferle," setzte er in einem beruhigenden Tone, der das Schwermüthige, das immer seine Rede begleitete, besonders eindringlich machte, hinzu: „Es wird bald eine glücklichere Zeit kommen für Euch und Junker Vincenz! Die Stunde ist nicht fern, wo die Lawine, die schon über den Häuptern

der fremden Zwingherrn ſchwebt, ſich losreißt und ſie unter ihrer Laſt begräbt. Die Hirten haben ſich Vieles müſſen gefallen laſſen, weil ſie verrathen wurden, aber das Joch, das ſie ruhig zu tragen ſcheinen, drückt ſchwer auf ihren Häuptern, und der Tag der Rache iſt bereitet, wo ſie es vernichtend niederſchmettern auf ihre Feinde. Die Stadtherrn drehen ſich nach jedem Winde, heute beugen ſie den Rücken vor der Freiheitsmütze, wenn es ihnen Vortheil oder Sicherheit bringt, morgen ſchütteln ſie freundlich dem Landmanne die Hand, wenn ſie merken, daß deſſen Sache gut ſteht. Auf der Alp, in den Thälern, wo keine dumpfe Städte mit beengenden Ringmauern, mit Gefängniſſen und Zwingthürmen ſtehen, lebt ein anderes Volk. Von dem Volke wird die neue Freiheit des Schweizerlandes ausgehn, dann herrſcht wieder der alte Friede, dann können alle glücklich werden, denen noch ein Glück für dieſes Leben aufbehalten iſt."

Eliſabeth befand ſich in einer großen Gemüthsbewegung. Sie ahnete die Gefahren,

denen Vincenz ausgesetzt war, sie konnte sich nicht überzeugen, daß jene Wagestücke, von denen Brenni leichthin sprach, immer einen glücklichen Erfolg haben möchten; allein sie wußte ihre Gefühle zu verbergen, und nur ein leises Zittern im Tone ihrer Stimme ließ, als sie jetzt zu sprechen begann, die Freundin vermuthen, daß sie sich im Innern tief ergriffen fühlte.

„Walter, du bist ein Freund von Vincenz," sprach sie in ihrer gewöhnlichen sanften Weise zu diesem, „und von dir erwarte ich, daß du sein Leben, seine Freiheit behütest, als gälte es dir selber. Sage ihm, daß ich ihn bitte, sich nicht unnöthig der Gefahr auszusetzen. Das Vaterland verlangt seinen Dienst; wo es dessen Noth erheischt, mag er kämpfen, er mag — wenn es ein ewiges Verhängniß so bestimmt hat — sterben für die heilige Sache der Heimath; ich werde ihn beweinen, so lange Gott mir Thränen verleiht, aber ich werde stolz auf ihn seyn, denn was er für ein ewiges Recht, für das kein Opfer zu groß ist, erkannt hat,

das sehe auch ich so an. Was aber bleibt mir übrig, wenn er bei einem leichtsinnigen, zwecklosen Wagestücke zu Grunde geht? Ach, dann hätte ich nur den Schmerz über seinen Verlust und jener tröstende Stolz wäre für mich verloren! Er soll nur nicht versuchen, herab zum See zu kommen, um mich zu sehen. Hier kennt ihn jedermann, und in dieser Zeit, wo so viele nur auf ihren eigenen Vortheil bedacht sind, schläft der Verräther nicht. Vielleicht führt uns irgend eine Gunst des Schicksals dennoch zusammen. Mein Oheim hat schon früher davon gesprochen, einmal nach dem Pachthofe am Egerisee zu sehen. Es ist jetzt ruhiger geworden im Lande und vielleicht denkt er wieder einmal an diese Absicht, und dann versagt er uns Beiden die Bitte nicht, uns mitzunehmen. Sage ihm das Alles, Walter! Es ist schon in diesem Briefe enthalten, aber wie leicht könntest du nicht in eine Lage kommen, wo du den Brief vernichten müßtest, um Vincenz nicht zu verrathen, und in deiner verschwiegenen Brust ist Alles gut aufgehoben."

„Darauf verlaßt Euch, Jungferle!“ sagte der Schütz, indem er das dargebotene Schreiben annahm und auf seiner Brust verwahrte. Er fühlte sich zu dem jungen Frauenzimmer, das die Geliebte seines Genossen in Gefahren und in der Einsamkeit war, besonders hingezogen. Der milde Klang ihrer Stimme machte ihn wehmüthig, denn er erinnerte ihn an Clevele Hergi, die auch so sanft und ruhig gesprochen. „So lange Walter Brenni noch einen Tropfen Blut in seinen Adern fühlt,“ fuhr er betheuernd fort, „so lange noch ein Lebensfunken sich in ihm regt, so gehört er dem Junker Vincenz. Glaubt mir, Jungferle, in der Oede und Wüste schließen sich zwei Männer, die Manches mit einander erfahren haben, enge zusammen. Der Junker hält fest an mir, wie ich an ihm. Aber jetzt entfernt Euch! Ich höre den alten Herrn im Nebenzimmer und die Stunde, die ich hier, wo man mich auch zu gut kennt, zu meiner Abreise benutzen muß, ist nahe. Ich werde dem Junker Alles berichten, ich werde ihm auch sagen, wie sanft und gut ich Euch gefunden habe,

und daß Ihr ihn so fest in Eurem Herzen tragt, wie er es verdient.“

Der Schütz verschwand vom Fenster und die beiden jungen Frauenzimmer zogen sich so leise durch das Dickigt zurück, wie sie gekommen waren. Sie bemerkten nicht, daß eine dunkle Gestalt mit unhörbaren Schritten ihnen nachschlich, daß diese beim Ausgange des Tannengehölzes leichtfüßig zur Seite schlüpfte und nach der andern Seite des Hauses hin sich in die Dämmerung verlor.

Sie hatten schweigend ihren Weg bis in die Mitte des Gartens fortgesetzt. Hier sagte Luise, indem sie den Arm der Freundin losgab, mit einem Anfluge von Unmuth:

„Deine Unterredung mit Walter Brenni hat mich melancholisch gemacht. Warum ist mein Liebhaber nicht auch einer von den Geächteten, die eine Lustpartie im Schnee und im Eise dem ruhigen Lager im warmen Quartier vorziehen, auf den ich auch einmal stolz seyn könnte, wenn ihn eben das Loos alles Irdischen träfe? Weiß der Himmel, ich liebe den Lo-

thar recht von Herzen, ich sehe ein, daß er nun nicht mehr zurück kann, aber ich bin auch von ganzer Seele ein freies Schweizermädchen und habe einen Abscheu vor der welschen Sitte und Sprache."

„Du hast dein Theil zu dulden und zu tragen, wie ich das meinige;" versetzte tröstend die Freundin. „Denke immer daran, daß der arme Lothar nur aus Liebe zu seinem Vater in einen Irrthum verfallen ist, der ihn jetzt so sehr schmerzt, und du wirst dann auch stolz seyn auf einen Mann, der seiner kindlichen Liebe bedauernswürdiges Opfer geworden ist."

„Ganz recht!" erwiederte lebhaft Luise: „ich will auch stolz seyn auf ihn. Aber besäße ich nur die Kunst, so in Stille und Duldung Alles ruhig im Herzen zu verbergen, wie du. Bei mir gährt es ewig, es will heraus und ich muß mich in den Wirbel der Hausgeschäfte stürzen, um nicht in einem beständigen Kriege mit Onkel und Tante zu leben, wenn jener sich zornig über Lothar äußert, und diese, freilich nie in des alten Herrn Gegenwart, auf

auf deinen Vincenz, wie auf einen thörichten Abentheurer ſtichelt.“

„Du haſt dafür, wenn es der Augenblick erfordert, die Kraft des Handelns, die mir fehlt;“ ſagte Eliſabeth, „und oft ſchon biſt du mir zur rechten Zeit zur Hülfe gekommen, wo ich mich nicht in die Verhältniſſe zu finden wußte.“

„Deswegen müſſen wir eben immer zuſammenhalten!“ entgegnete die Freundin, die ihre gewöhnliche Heiterkeit wieder gewonnen hatte, und zog hüpfend ihre Gefährtin in den Salon, wo ſie bald die Gegenwart der übrigen Hausgenoſſen erwarten durften.

Zehntes Kapitel.

Es lebt ein andersdenkendes Geschlecht.

Tante Brigitte stand im Begriffe, sich, mit ihrem vierbeinigen Lieblinge im Arme, hinab in das Gesellschaftszimmer zu begeben, wohin wir bereits die beiden jungen Damen begleitet haben, als ein bescheidenes Klopfen an die Thüre ihres Zimmers ihr den Besuch des Vetters Landolin ankündigte, der irgend eine Sache von Bedeutung mitzutheilen haben mußte, da er bei minder wichtigen und offenkundigen Dingen der Ankunft seiner Beschützerin im Salon geharrt haben würde. Brigitte schob hastig den widerstrebenden und knurrenden Mops in seinen Pelzkorb zurück. Dann ließ sie ein klares: „herein!“ erklingen, dessen Ton dem Klopfenden im Voraus sagte, wie angenehm sein Besuch sey.

Nicht mit jenem freien, zwangloſen Anſtande, mit der glänzenden glatten Miene, die ihm in der Regel eigen waren, ſondern gebückt und langſam, mit einem Anſtriche von Schwermuth, der auf das Mitgefühl der ältlichen Dame berechnet war, trat der Vetter in das Zimmer. Er näherte ſich langſam der Tante, küßte ihr mit einem Seufzer die welke Hand und bat in einem melancholiſchen Tone um Verzeihung, daß er noch einige Augenblicke ihrer koſtbarer Zeit in Anſpruch nehmen müſſe, um gegen die gütigſte Freundin, die ihm das Geſchick gewährt, ſein Herz von einer Laſt zu befreien, die ſie durch ihre Theilnahme, durch Rath und Hülfe ihm allein erleichtern könne.

Des Vetters Aeußeres hatte ſchon Brigitten beunruhigt; dieſe Worte mußten ihre Beſorgniß zu einem hohen Grade ſteigern. In ihrem Gemüthe, das durch manche Täuſchung und bittere Erfahrung der Jugend verödet worden war, lebte wenig Liebe zu ihresgleichen. Der Umgang mit dem Bruder war ihr mehr Gewohnheitsſache, als ein Bedürfniß des Her-

zens. Sie ertrug nur ungern und mit verhaltenem Groll, daß deſſen entſchiedenes Rechtsgefühl, deſſen ſtrenger Ernſt und durch keinen Widerſpruch zu erſchütternde Entſchloſſenheit, ihr in ſo manchen Dingen entgegentraten, die ſie gern durchgeſetzt hätte. Da die Gelegenheiten ſich immer vermehrten, in denen Herrn Waßmers beſſere Einſichten die Entwürfe der Schweſter verwarfen, ſo wurde jener innere Groll nach und nach zu einem bleibenden Gefühle in dem ohnehin herben Gemüthe Brigitten's. Sie haßte den Bruder nicht, aber ſie wurde kalt gegen ihn und wo es ihr gelingen konnte, irgend eine Sache, die ihm widerwärtig war, hinter ſeinem Rücken zu bewerkſtelligen, ſo war das ein heimliches Feſt für ſie und ſie erfreuete ſich ſolcher elender Triumphe. Die beiden Söhne des Hauſes hatte ſie nie leiden können, da es nach ihrer Meinung wilde, rohe und leichtſinnige Jungen waren, die keine Achtung gegen ihres Vaters Schweſter hegten und ihren, freilich oft ſonderbaren Begehren, ſelten Folge leiſteten. Wie gegen ihren Bru-

der, so stieg auch gegen die Neffen ihre bittere, widerwillige Gesinnung mit den Jahren. Sie fühlte sich froh, die beiden jungen Männer außer dem Hause zu wissen, in Verhältnissen, die ihnen vielleicht für immer die Rückkehr verbieten konnten. Die beiden Mädchen hatte sie zu jeder Zeit wie Fremde, wie Eindrinlinge angesehen, die unrechtmäßig eine Stelle eingenommen hatten, welche, wie sie meinte, ihre eigenen Rechte beschränke. Mit Elisabeths Mutter, einer sehr sanften Frau, hatte sie im Unfrieden gelebt und nach deren Tode ihren Groll auf die Tochter übergetragen; Luise schien ihr nun gar im höchsten Grade unerträglich, da diese, die der Familie gar nicht verwandt war und, nach ihrem Ausdrucke, das Gnadenbrod im Hause aß, dennoch eine Selbstständigkeit behauptete, an der alle Versuche Brigittens, sie auf ihr eigentliches, untergebenes Verhältniß aufmerksam zu machen, scheiterten. Nichts desto weniger zeigte sich die Tante immer bemüht, eine Art von mütterlichem Ansehn über die Mädchen zu behaupten. Es war ihr so süß,

doch auf irgend jemand eine freilich sehr beschränkte Herrschaft üben zu können, daß sie nur deswegen die jungen Frauenzimmer ungern hätte missen mögen, wenn schon kein wohlwollendes Gefühl für sie in ihrer Seele lebte.

So stand Brigitte in einem Alter, das die Mitte zwischen vierzig und fünfzig hielt, liebeleer und wenig geliebt in dem Hause ihres bei weitem ältern Bruders. Da kam Vetter Landolin von seinen Reisen in's Ausland zurück. Schon als ein Kind hatte er sich durch ein immer dienstfertiges, einschmeichlerisches Wesen, wenn er die Verwandten am Seeufer mit seinen Eltern besucht, in der Gunst Brigittens, die bei ihm Alles fand, was sie bei den Brudersöhnen vermißte, festzusetzen gewußt. Die boshaften, tückischen Streiche, die er seinen Altersgenossen spielte, kamen selten zu den Ohren der Eltern und wenn diese auch etwas davon erfuhren, so vermochte Landolin immer in den deshalb angestellten Untersuchungen die Schuld auf Andere zu schieben und sich als Opfer eines gegen ihn geschmiedeten Complotts

darzuſtellen. Die Eltern waren durch ſein ſanftes Betragen, durch den Gehorſam, den er zeigte, ohne ihn in den meiſten Fällen wirklich zu üben, ſchon im Voraus für ihn eingenommen. Dieſe Eigenſchaften des Knaben waren dem Jünglinge und jungen Manne eigen geblieben und bei der Erkenntniß ihres Vortheils im Umgange mit der großen Welt von ihm gepflegt und verfeinert worden. Welchen Eindruck hatte doch damals ſchon ſeine Wiedererſcheinung, die gerade in jene Zeit fiel, wo Herr Waßmer in den Kerkern von Zürich ſchmachtete und der leicht reizbare Lothar, der ernſt kräftige Vincenz das väterliche Haus noch nicht verlaſſen hatten, neben dieſen, ihrem eigenen Sinne folgenden Jünglingen, auf Tante Brigitte gemacht, die nun endlich einen jungen Mann fand, der ihr die Ehrerbietung, die ſie im Uebermaße verlangte, wirklich bewieß und nicht ſelten ein Gefühl ahnen ließ, das ſie in die glücklichſten Tage ihrer Jugend zurückverſetzte! Wir wiſſen, daß der Vetter von der Natur mit einem wohlgefälligen Aeußern bedacht worden

war. Um so schmeichelhafter mußten dem alternden Mädchen seine Huldigungen seyn. Seine öftern Besuche, seine fortgesetzte Aufmerksamkeit nahmen sie ganz für ihn ein. Dennoch sträubte sich ihre Vernunft gegen den Gedanken, daß sein Alter mit dem ihrigen sich vertrage, daß sie seine Bemühungen, ihre Gunst zu gewinnen, auch als Bewerbungen um ihre Hand ansehn könne. Ein solche Idee war ihr seit vielen Jahren zu fremd geworden, als daß sie Eingang bei ihr gefunden hätte. Der Vetter war das einzige Wesen, dem sie wohlwollte, bei dem sie Befriedigung der großen Ansprüche, die sie machte, fand und als eine natürliche Folge ergab sich, daß sie nun darauf dachte, ihn zu belohnen, ihm ihr Vermögen nach ihrem Tode zuzuwenden, das sie den Neffen, die sie mit Unrecht sich gewöhnt hatte, für ihre Feinde anzusehen, nicht gönnte. Da ging Lothar zu den Franzosen über, da wurde der Vater, der aus dem Gefängniß zurückkehrte, über diesen Schritt des Sohnes von einem Unwillen ergriffen, den Brigitte mit stillem Wohlbehagen

keimen und wachsen sah. Elisabeth's Hand schien jetzt frei und durch eine Verbindung des Mädchens mit Landolin konnte sie die Verfügung, die sie zu Gunsten des Letztern zu treffen im Sinne trug, in einem milden Lichte erscheinen lassen. Daher ihre Bemühungen, den liebenswürdigen Vetter dem jungen Frauenzimmer interessant zu machen, daher die Bestürzung, die sich in dem Augenblicke ihrer bemächtigte, als sie Landolin mit allen Spuren eines tiefen Kummers ihr Zimmer betreten sah.

Sie nöthigte ihn sogleich zum Sitzen, sie ließ sich an seiner Seite nieder und befragte ihn mit der ängstlichsten Sorgfalt: ob ihm etwas Unangenehmes begegnet sey oder ob vielleicht eine Unpäßlichkeit ihn plötzlich befallen habe, wogegen in ihrer Hausapotheke sich wohl Mittel und Hülfe finde? Der Vetter führte noch einmal ihre Hand zu seinen Lippen und sagte dann in einem Tone der Trauer und des Grames:

„Theuerstes Bäschen —" so nannte er sie gewöhnlich, wenn sie allein waren, und Bri-

gittens Mund verfehlte dann nie, ſich zu einem wohlgefälligen Lächeln zu verziehen — „wir müſſen einem ſchönen Plane entſagen, den ihre Güte für mich entworfen, den ihr hoher geiſtiger Ueberblick geordnet hatte. Nicht von Lothar kam der Bote, der in dieſer Nacht zu Eliſabeths Fenſter emporſtieg, nicht von ihm war der Brief, auf den am Morgen, als ich ſie beobachtete, ihre entzückten Blicke ruheten — dieſer Täuſchung hat uns ohnehin Lothar ſelbſt entnommen. Der Brief war von Vincenz, ſein Bote iſt ein Geächteter, ein Verfolgter gleich ihm: Walter Brenni, der mir wohlbekannte, unter dem neuen Regimente übel berüchtigte Schütz von Stanzſtaad, und derjenige, den Eliſabeth noch immer liebt und ewig zu lieben gelobt hat, iſt niemand anders, als der liebe Vetter Vincenz ſelbſt. Da ſehen Sie nun wohl ein, theuerſtes Bäschen, daß Ihre freundliche Vorſorge, daß meine Wünſche und Hoffnungen eine Saat ausgeſtreut haben, von der weder Blüthen noch Früchte zu erwarten ſind. Eliſabeths Liebe,

des Vaters gänzliche Ergebenheit an dieſen Sohn bieten uns unüberwindliche Hinderniſſe.“

„Vetter,“ erwiederte Brigitte in einem Tone des Erſtaunens und des Unglaubens, „du biſt ſicherlich in einem Irrthume! Eliſabeth beſitzt nicht den Muth, daß ſie nach ihrem eigenen Willen gewählt haben könnte. Sie wußte, daß ihr Oheim ſie dem Lothar beſtimmte, ſie iſt in dieſem Glauben aus dem Kinde ein Mädchen geworden, ſie iſt auch zu verſtändig, um dem Landläufer, dem verlorenen Menſchen, der ſich unter das gemeine Volk, unter die Hirten gemiſcht hat, anzuhängen.“

„Ich bin nur zu ſehr davon überzeugt,“ verſetzte Landolin, indem er mit einem Seufzer die großen Augen zum Himmel aufſchlug, was ihm in dieſem Momente, nach Brigittens Ermeſſen, ein wahres Engelsanſehn gab. „Mich ſelbſt hat der Zufall zu einer Unterredung der Mädchen mit dem Boten, der noch hier im Hauſe weilt oder es vielleicht in dieſer Stunde verläßt, geführt. Eliſabeth wechſelt Briefe mit Vincenz, ſie hat dem

Boten mündliche Aufträge gegeben, die mir zeigen mußten, wie wenig ich von ihr zu hoffen habe, ſie denkt darauf ihn an irgend einem Orte, deſſen Namen ich nicht verſtehen konnte, eine Zuſammenkunft zu gewähren.“

„Alſo ein Complott,“ ſagte höhniſch lächelnd Landolins Gönnerin, „ein förmliches Complott hier im Hauſe gegen den Herrn vom Hauſe, gegen mich, gegen dich — gegen Alles, was Achtung und Rückſicht verdient. Da muß ein entſcheidender Schritt geſchehen. Ich gehe ſogleich zu meinem Bruder, um ihm die ganze Sache zu entdecken. In der erſten Aufwallung, im heftigſten Zorne ergreift er vielleicht eine harte Maßregel, die dem Jüngferchen für immer das Gelüſt nach dem Vetter Hirten vertreibt und dem kecken Boten ſein geheimnißvolles Zudrängen in anderer Leute Wohnung legt. Auf die Ehre des Hauſes hält mein Bruder. Ein Fleckchen, das darauf haftet, reizt ihn zu einem Unwillen, der uns nützlich ſeyn kann. So richten wir die Waffen, die ſie gegen uns gebraucht, auf ſie ſelbſt zurück und, du wirſt ſehen,

Vetter, daß uns die ganze Geſchichte zum Glücke ausſchlägt.“

Von dem Feuer ihrer Empfindungen ergriffen, hatte ſie ſich erhoben, den Mops mit einer ſo gewaltſamen Bewegung in ihren Arm gedrückt, daß er laut ſchrie, und wollte eben raſch der Zimmerthüre zuſchreiten, um dem Bruder die wichtige Entdeckung zu machen, als Landolin ihr nacheilte, ſie beſchwor, von dieſem Verſuche, der Alles verderben könne, abzuſtehen und ihn erſt ruhig bis zu Ende anzuhören. Seine Ermahnung bewirkte wenigſtens ſo viel, daß ſie einſtweilen ihren Platz an der Thüre nicht verließ, ungeduldig und fertig, dem jungen Manne in jedem Momente zu entſpringen, um den Augenblick, wo bei der noch wahrſcheinlichen Anweſenheit des fremden Boten im Hauſe, ihre Offenbarung am Meiſten wirken könne, nicht zu verfehlen.

Als nun aber der Vetter ihr mittheilte, daß Walter Brenni, deſſen auch ſie ſich recht wohl erinnerte, eigentlich ein Abgeſandter des Sohnes an Herrn Waßmer zu ſeyn ſcheine,

daß er den Auftrag an Elisabeth nur nebenbei übernommen und ausgeführt haben möge, daß der Herr vom Hause ein Eindrängen in sein Geheimniß höchst unangenehm empfinden könne; da zog sich Brigitte langsam von der Thüre zurück, versenkte den Mops wieder in die Wärme seines Pelzkorbes und sagte bedenklich:

„Das ist eine wunderliche Geschichte, Vetter! Du hast ganz recht, wenn du meinst, daß es zu viel gewagt wäre, die Sache durch eine unzeitige Eröffnung auf die Spitze zu stellen. Elisabeth ist des Alten einer Augapfel und Vincenz der andere. Wer weiß, ob ihm die Entdeckung eines Verständnisses zwischen beiden nicht gerade recht käme, ob er dann nicht selbst sich zum Mittelsmanne bei ihr und dem Landstreicher hergäbe und sein Glück darin fände, eine Heirath zu knüpfen, an die er bisher nicht gedacht hat. Es wäre ihm vielleicht ein rechter Balsam auf die Wunde, die Lothar ihm geschlagen. Nein, nein, Vetter! Es ist nichts mit dem entscheidenden Schritte. Wir müssen die Sache absehen, wir müssen erwarten, ob uns

nicht ein glücklicher Zufall zu Hülfe kommt, der uns von dem Landstreicher befreit. Indessen will ich schon bei den Mädchen deine Angelegenheit vertreten. Ich will sie mit hundert Augen bewachen und jedes Blättchen Papier soll mir von nun an verdächtig seyn."

„Freilich," erwiederte Landolin im Tone der Ueberlegung, „wäre ein solcher Zufall, der uns von dem Vetter befreien könnte, sehr wünschenswerth. Sein thörigter Leichtsinn, seine erniedrigende Hingebung an die Sache der Bauern, sein Verkennen der Macht, die, Alles überwältigend und besiegend, über das Land hinschreitet, sein in der That strafwürdiges Auflehnen gegen diese Macht, sind Dinge, welche der Familie Schmach und Unglück drohen. Herr Waßmer begeht ein großes Unrecht und, wenn ich gerade herausſprechen soll, eine noch größere Unklugheit, den Lothar wie einen Verbrecher zu behandeln und ihm sein Herz und seine Thüre zu verschließen. Er sollte sich ein Wenig zu mäßigen wissen. Wie nun, wenn Lothar, im gerechten Unwillen über diese Beschimpfung, die Gesinnungen des alten Herrn,

ſein Verſtändniß mit dem jüngern Sohne, das er durch Luiſen gewiß erfahren wird, den Behörden bekannt machte? Er beſitzt das nächſte Recht auf Vermögen und Eigenthum der Waßmer, und es würde ihm nur dieſe Eröffnung koſten, um hier als Herr und Meiſter zu ſchalten. In dieſen Zeiten muß man mit dem Strome ſchwimmen, wenn man nicht in ſeinen Wogen untergehen will. Geben Sie acht, theuerſtes Bäschen, der Vincenz geht darin unter! Ja, ja," ſetzte er plötzlich heiter werdend hinzu, „er wird von den Wellen fortgeriſſen, er muß von ihnen verſchlungen werden! Sie haben in einem prophetiſchen Geiſte geſprochen, meine treffliche Beſchützerin, als Sie jenes glücklichen Zufalls, als Sie der zu hoffenden Befreiung von dem Ueberläſtigen gedachten. Kommen Sie, Beſte! Laſſen Sie uns heiter und gelaſſen der Umgeſtaltung der Dinge entgegenſehn!"

Brigittens Hoffnung wurde durch den Muth, den ihr Verbündeter zeigte, neu belebt. Sie war weit entfernt, zu ahnen, welche Ent-

würfe dieſer im Stillen gebildet hatte, daß die früher dargelegte Entſchloſſenheit der Tante zu einem entſcheidenden Schritte ſeine Seele mit einem neuen Lichte erfüllt hatte, welches glänzend in ſeine Zukunft hinüberſtreifte. In ſeinem Innern, das längſt nur den Gefühlen der Selbſtſucht und des Eigennutzes offen ſtand, keimte ein Plan, vor deſſen leiſeſter Berührung ein edles Gemüth entſetzt zurückgebebt ſeyn würde. Wir müſſen geſtehen, daß Landolin erſt ſcheu und zögernd ſeiner Lockung Gehör gab, je mehr er ſich aber mit dem Weſen dieſes Entwurfs bekannt machte, je tiefer er in ſeine Einzelnheiten drang, je klarer er ſeine nothwendigen Folgen zu überſchauen glaubte: deſto mehr überzeugte er ſich, daß er nun den einzigen Weg gefunden habe, auf welchem er das Ziel ſeiner Wünſche ſicher erreichen werde. Seine Berechnung ging noch weiter. Indem er ſich durch die Ausführung dieſes Planes allein diente, konnte er ſich das Anſehn geben, nur im Intereſſe Derjenigen zu handeln, die jetzt das ſchwankende Schiff des Staates leiteten,

er durfte hoffen, von dieſen als ein treuer Anhänger belohnt und zu Ehrenſtellen, nach denen ſein Egoismus mächtig verlangte, erhoben zu werden. Vincenz war das Hinderniß, das ihm allenthalben in ſeinen Weg trat. Es mußte weggeräumt werden um jeden Preiß, er war entſchloſſen, jene Befreiung von dem Gegner, die Tante Brigitte doch nur dem Zufalle heimſtellen wollte, ſelbſt herbeizuführen.

Indem er ſich mit der Freude eines vollkommnen Selbſtſüchtlings in die Zeit hinüberträumte, wo ihn die Folgen dieſes Unternehmens, das jede Regung der Verwandtenliebe, der Dankbarkeit und des Ehrgefühls in ſeiner Anlage ausſchloß, beglücken würden, begab er ſich mit Brigitten in den Salon hinab, wo ſie die beiden jungen Damen, mit ihren gewöhnlichen Handarbeiten beſchäftigt und den Herrn vom Hauſe, durch eins der hohen Fenſter in die auf dem Garten und der Gegend liegenden Dunkelheit hinausſchauend, fanden. Die Tante nahm die Stelle, die ſie regelmäßig jeden Abend in einer der Fenſtervertiefungen behauptete, ein,

rückte das Damenbrett zurecht und ſprach, während Landolin mit einigen ſüßen Worten ſich den Mädchen näherte, zu dem Lieblinge auf ihrem Schooße, der ihr eine geduldige Aufmerkſamkeit widmete. Ihre Blicke forſchten indeſſen nach dem Bruder, der unruhig und lauernd nicht fern von ihr ſtand.

„Dieſe Stickerei, liebe Eliſabeth,“ ſagte lächelnd Landolin, indem er ſich zu ihrer Arbeit hinabbeugte, „iſt eben ſo kunſtreich, wie verderblich. Glaube mir, aus jedem einzelnen Stiche, den du in den Grund thuſt, ſaugt dein Auge ein Gift, das dermaleinſt ſeine Heiterkeit trüben, ſeine Schönheit vermindern kann. Freilich muß ein Kunſtwerk, wie es ſich hier geſtaltet, dem Schöpfer deſſelben eine große Freude gewähren, ſchon in Hinſicht auf den Genuß, den es andern bereitet! Aber das Opfer, das du deshalb wagſt, iſt zu groß, und dein Unternehmen hat auch wiederum das Drückende für deine wahren Freunde, daß es ſie zu Beſorgniſſen um dein Wohl veranlaßt.“

Unter dieſen Worten hatte auch er ſeine

Blicke nach dem Herrn vom Hauſe ſchweifen laſſen, aus deſſen ganzem Benehmen er die Ueberzeugung ſchöpfte, daß der Bote von Vincenz ſich noch nicht aus dem Hauſe entfernt habe, daß aber der alte Herr den Moment erwarte, in welchem irgend ein Zeichen die gelungene Flucht des jetzt durch die Anweſenheit der franzöſiſchen Einquartirung gefährdeten Mannes ankündigen werde. Landolin ließ ſeine Augen, die eine ungewöhnliche Schärfe beſaßen, unvermerkt die nämliche Richtung in's Freie nehmen, welche Herr Waßmer zu verfolgen ſchien, und ſprach, ohne eine Antwort Eliſabeths abzuwarten, weiter zu dieſer:

„In der That iſt der Gegenſtand, den du zum Vorwurfe deiner Aufgabe gemacht haſt, höchſt intereſſant. Deine Meiſterhand hat das Räthſel, die Reize der Natur in einem leichten Gewebe täuſchend nachzuahmen, herrlich gelöſt. Wie mächtig und großartig erhebt ſich hier der characteriſtiſche Glärniſch, wie lieblich beſpülen die Wellen eines klaren Sees ein blühendes Ufer, wie anmuthig zeigt ſich hier unter dem

Ueberhange beſchattender Weiden das Denkmal, das ſeine Verehrer dem zarten Sänger der Idylle, unſerm Geßner, gewidmet haben! Ich habe oft dort geweilt in dem ſchönen Klönthale. Viele Abbildungen davon treiben ſich in den Läden unſerer Kunſthändler um, aber keine dieſer Darſtellungen hat mich ſo befriedigt, wie dieſe, die nun der Vollendung nahe iſt. Du mußt den Gegenſtand mit beſonderer Liebe, vielleicht gar in einer beſondern Beziehung aufgegriffen haben."

„Die Arbeit hat mir Freude gemacht," ſagte ruhig Eliſabeth, „aber von einer beſondern Beziehung weiß ich nichts. Schon die allgemeine, die einen Dichter unſeres Vaterlandes, den ich liebe und ehre, angeht, würde mir hinreichend dünken, wenn nicht hier noch überdem die Natur ſelbſt zu dem Verſuche aufforderte, ihre Schönheiten, wie es den wenig geübten Händen einer Stümperin möglich iſt, in einer ſchwachen Nachbildung wieder zu geben."

„Hohe Reize birgt das Klönthal," fuhr Landolin fort, indem er die letzten Worte

des jungen Frauenzimmers zu überhören schien; „aber auch die benachbarten Thäler sind reich an Naturwundern und großartigen Erscheinungen. Da ist das Wäggithal mit seinen grünen Alpen, da ist vor Allem das romantische Sihlthal, das von Kloster Einsiedeln an, bis zu den Quellen des Flusses, der es in wilden Fällen durchströmt, tausend Merkwürdigkeiten, tausend wenig gekannte Schönheiten enthält.“

Elisabeth bückte sich, um die Gluth, die bei der Erinnerung dieser Zufluchtstätte ihres Geliebten ihr Angesicht übergoß, zu verbergen, tiefer auf den Stickrahmen nieder. Ihre Freundin sah dagegen den Sprechenden ganz unbefangen und mit einer Miene an, als erwarte sie aus seinem Munde eine weitere Schilderung des erwähnten Thales. Landolin, dem Elisabeths innere Bewegung nicht entging, entsprach gern der Aufforderung, die in Luisens Blicken lag. Er bedurfte zwar keiner wiederholten Beweise von Seiten Elisabeths, um des Verständnisses, das sie mit Vincenz unterhielt, gewiß zu seyn; allein er weidete sich

gern an ihrer Verlegenheit, indem er zugleich der beobachtenden und aufhorchenden Brigitte Gelegenheit gab, sich von der Wahrheit seiner Aussage zu überzeugen. Luise stellte sich absichtlich begierig, die Fortsetzung seiner Rede zu hören. Das Gespräch hatte eine Wendung genommen, die ihr verdächtig schien, es war ihr darum zu thun, den Vetter auszuforschen, ob er wirklich zu einem besondern Zwecke des Sihlthales gedacht habe, ob irgend ein die beiden Liebenden treffender Argwohn im Hintergrunde seiner Anspielungen lauere. Indessen unterließ auch Landolin nicht, seine spähenden Blicke von Zeit zu Zeit nach dem Herrn des Hauses zu senden, der noch immer harrend, und, wie es schien, von Ungeduld gepeinigt, in der Nähe des Fensters stand.

„Ich kenne keinen Ort," hob der Vetter aufs Neue an, „der bei so großem Interesse, das er den Freunden der Natur bietet, auch zugleich von diesen zu einer Zufluchtsstätte für solche gebildet scheint, die sich entweder ganz von dem Geräusche der Welt zurückziehn wollen,

oder aus irgend einem Anlasse eine sichere Verborgenheit suchen müssen. Das Tannendickigt des Thales, die vielen Schlupfwinkel hinter Klippen und Felsen, die Schluchten und höher führenden Engpässe — Alles ist gemacht, um sich der Aufmerksamkeit Anderer zu entziehen und im Nothfalle glücklich zu entkommen. Tief im Hintergrunde des Thales erhebt sich der riesige Diethhelmsberg. Ein schaueriger, öder Fels! Aber hier finden sich erst die rechten Plätze für Leute, welche die Augen Anderer zu scheuen haben. Nur der Gemsjäger, nur derjenige, der mit schwindelfreiem Blicke über Abgründen und Felsenklüften zu schweben vermag, dringt dort hinauf; freilich ist die Noth eine große Lehrerin und jene Bedroheten müssen sich dann auch zu Versuchen entschließen, die ihnen bisher fremd blieben und bei denen sie jedenfalls ihr Leben auf's Spiel setzen. Haben sie aber einmal die unterirdischen Höhlen, die der Diethhelm in seinem Innern birgt, erreicht, so ist deshalb die Gefahr noch nicht vorüber, sie hat nur eine andere Gestalt angenommen.

Denke dir, theuerſte Eliſabeth, in dieſen dunkeln weiten Gängen gibt es tiefe Abgründe, die ſich plötzlich vor dem Fuße des argloſen Wanderers eröffnen und ihn, ehe er die Gefahr ahnt, in ihre Nacht hinabreißen, die ihm zugleich zur ſchrecklichen Todesnacht wird. Mondmilch träufelt unaufhörlich von der Decke und den Wänden nieder und macht den Boden ſchlüpfrig. Ein unglücklicher Tritt und ſelbſt derjenige, der mit Licht verſehen iſt und nicht zum erſtenmale dieſe Welt des Grauens und des Todes betritt, liegt mit zerſchmettertem Gebein in einem Grabe, aus dem ihn keine irdiſche Gewalt wieder hervorbringt, damit ſeine Freunde, ſeine Verwandte, durch eine theilnehmende Leichenfeier ſein Gedächtniß ehren könnten!“

„Entſetzlich!“ preßte Eliſabeth durch die halbgeöffneten, bebenden Lippen. Sie war aufgeſtanden und lehnte ſich an den Arm der Freundin, die einen verächtlichen und zornigen Blick auf Landolin warf. Jetzt waltete bei Luiſen kein Zweifel mehr, daß der hämiſche Vetter durch irgend eine Liſt ſich in ihr Geheim-

niß eingedrängt, und daß es ihm eine niedrige Freude gewährt habe, die Qual der armen Elisabeth auf einen Grad zu steigern, wo sie nicht länger gegen die Gefühle, die ihre Seele bestürmten, ankämpfen konnte. Elisabeth war wirklich einer Ohnmacht nahe. Sie mußte den Salon verlassen und zog sich, von Luisen begleitet, in ihr Zimmer zurück. Landolin affektirte Bestürzung und Befremden über dieses ihm, wie er sagte, unerklärliche plötzliche Uebelbefinden; aber eine heimliche Schadenfreude, die Feier eines stillen Triumphes über die unbewachten, überraschten Empfindungen Elisabeths, leuchtete daneben aus seinen Zügen und wurde von Tante Brigitte, die ihm beifällig zunickte, wohl verstanden. Landolin hatte indessen seine zweifache Aufmerksamkeit nicht vermindert. Er sah, wie Herr Waßmer plötzlich mit einer raschen Bewegung den Thau, den sein Odem auf eine der Fensterscheiben gehaucht, hinwegwischte, wie er mit der angestrengtesten Bemühung, irgend einen Gegenstand durch die Dunkelheit zu erkennen,

ſeine Blicke in's Freie richtete, er bemerkte einen ſchwarzen Schatten, der mit ungemeiner Schnelligkeit über den aus dem Salon in den Garten fallenden Lichtſchein hinſchlüpfte und ſich dann in die Dunkelheit der Nacht verlor. Mit einer zufriedenen Miene wandte ſich der Herr vom Hauſe in den Salon. Der Schütz hatte ſich glücklich entfernt, er war den Späherblicken der franzöſiſchen Einquartierung entgangen, aber nicht denen eines andern Gegners, der den feſten Entſchluß in ſeiner Seele trug, ihn mit dem Gefährten ſeiner Einſamkeit und ſeines ruheloſen Lebens zu verderben.

Eilftes Kapitel.

Der Tell holt ein verlornes Lamm vom Abgrund.

Nicht weit von einem der höchſten Gipfel des Diethelm, dieſes wild zerriſſenen Felſenkoloſſes im Hintergrunde des Sihlthales, ſtand ein junger Mann und ſah mit ernſten Blicken über die Schneefelder zu ſeinen Füßen, auf niedere Berge, auf tief einſchneidende Thäler und nach dem Silberſtreifen hin, der den See von Zürich bezeichnete. Er war hoch und ſchlank gewachſen; ohne daß er ſich zu bewegen brauchte, ſah man es ſeiner ganzen Haltung an, er beſitze jene körperliche Gewandtheit und Geſchmeidigkeit, die ſich nur in einer großen Uebung der Leibeskräfte gewinnen läßt. Eine gewiſſe Feſtigkeit in ſeiner Stellung, ein markiger Knochenbau gaben zu erkennen, daß ihn auch die

Natur durch die Verleihung einer ungewöhnlichen Stärke begünstigt und zu jenen Uebungen besonders geeignet habe. Seine Kleidung bestand aus Gemsleder, schloß knapp an den schlanken Körper und schien für die leichtere Ertragung aller Beschwerden, welche den Jäger des Gratthieres in den Hochgebirgen, unter so mannichfacher Gestalt, oft unerwartet überraschen, eigens bereitet. Seine Füße waren mit Eisschuhen bekleidet, über seinen Rücken hing der Schießranzen herab und das Pulverhorn, an einer Schnur um den vorgebeugten Hals befestigt, wiegte sich auf seiner Brust. Neben dem Ernste auf seinem regelmäßig gebildeten Angesichte, aus dessen Augen Muth und Kühnheit blitzten, auf dessen Stirn zugleich die Besonnenheit thronte, trat ein leiser Zug hervor, der auf ein tiefes, schmerzliches Gefühl schließen ließ, das in diesem Augenblicke seine Seele erfüllte. Der junge Mann hatte sein Gewehr, den gezogenen, weithin treffenden schweizerischen Stutzen, zur Erde gestemmt, und lehnte sich mit dem linken Arm auf den Lauf,

während seine rechte Hand ein kleines Fernrohr aus der Jagdtasche hervorholte und dieses nun dem Auge näherte. Er richtete es nach einer Gegend am Zürchersee, ein Landhaus mit einer gartenartigen Umgebung stieg undeutlich vor seinem Blicke auf und, indem er es betrachtete, umspielte ein wehmüthiges Lächeln den edeln, feingeschnittenen Mund.

Es war Vincenz Waßmer, welcher, der Gemsjagd nachgehend, an dieser Stelle weilte, und sich mit Empfindungen süßer und trüber Erinnerungen in den Anblick der Heimath, die sein Fuß seit Jahr und Tag nicht betreten hatte, verlor. Zwischen dem heutigen Tage und Walter Brenni's Rückkehr vom Hause seines Vaters lag nun der Zeitraum eines Monats, in dem sich nichts ereignet hatte, was in den Lebensverhältnissen des geächteten jungen Mannes eine Veränderung hervorbringen konnte. Durch seine geheimen Verbindungen mit den vielen Unzufriedenen im Lande hatte er erfahren, daß, namentlich am Ufer des Züricherſee's, die Macht der Franzosen sich ver-

mehre, daß die Graubündner und die Oesterreicher unglücklich mit jenen gekämpft hätten, daß aber auch von Italien herauf und von Deutschland herab die Heere der Russen und der Oesterreicher den Feind schwer bedrängten und ihn endlich in die Gebirge treiben müßten, wo die Rache der Hirten ihn verderblich erwartete. Uri stand schlagfertig, in Appenzell waren schon die Waffen erhoben worden, in Graubünden fanden die Unterdrücker noch immer blutigen Widerstand unter dem Landvolke, in Glarus und Schwyz befand sich Vincenz selbst unter denjenigen, welche die Vorbereitungen zum bald ausbrechenden Kampfe leiteten. Diese heimliche Thätigkeit wurde aber von Tag zu Tage schwieriger und gefährlicher. Es gab jetzt nur wenige Gegenden mehr, wo nicht ein Beobachtungsposten der Franzosen stand, und nur an den abgelegensten Orten durften sich unter dem Schutze der Nacht die Freunde des Vaterlandes zusammenfinden.

Während die Blicke des jungen Mannes auf dem Landhause am Zürichersee ruheten, verbannte er alle Gedanken an den Kriegssturm, der ver-

heerend über die Berge und durch die Thäler des Schweizerlandes zog, aus seiner Seele. Er überließ sich ganz den Gefühlen, welche der Gegenstand, der so viele Anziehungskraft für ihn haben mußte, in ihm erregte. Auf seiner Brust ruhete das Schreiben des Vaters, der Brief der Geliebten. Wie oft hatte er sich nicht schon an dem Anblicke der theuern Züge, des ernst zur Pflicht der Landesvertheidigung auffordernden Tones in den Zeilen des Vaters, der ängstlich-liebevollen Besorgniß Elisabeths um sein Schicksal erfreut? Er wußte den Inhalt der Briefe auswendig, aber in jedem Augenblicke der Muße, in einer Stunde, wie die jetzige war, wo Friede und Stille ihn rings umgaben, wo die Klarheit des Himmels, der helle Blick der Sonne auch Heiterkeit in seine Seele goßen, drängte es ihn, wiederum die geliebten Züge zu schauen und die Erinnerung an eine schöne Vergangenheit lebendiger und frischer zu erregen. Er ließ die Hand mit dem Fernglase sinken und setzte sich auf einen Felsenvorsprung, der über einen Abgrund hinaus-

ragte. Unter ihm ſtarrten ſchroffe Felſenwände, gegenüber am hohen Glärniſch zerborſtene Gletſcherdecken empor und ganz in der Tiefe zeigte ſich ein jung ergrünendes Thälchen, von einem Bache, der ſeinen Quell aus den Gletſchern nahm, durchſtrömt, das, wie ein harmloſes Kind in das unbekannte Leben, in die Welt des Eiſes und der Oede, die ihn umgab, herauflächelte. Wer möchte es ſeinem Herzen verargen, daß ſeine Hand zuerſt nach dem Briefe ſeines Mädchens griff? Sonſt ernſt, faſt trotzig dem Leben entgegentretend und es in ſeinen gefährlichſten Erſcheinungen herausfordernd, glich Vincenz jetzt einem fröhlichen, mit allen Verhältniſſen ausgeſöhnten Jünglinge, deſſen Seele nur der Gedanke an ſeine Geliebte, an ein häusliches Glück, das er mit dieſer hofft, ausfüllt. Bei jeder Betheuerung von Liebe und Treue, welche der Brief enthielt, bei jeder zärtlichen Aeußerung, ſelbſt bei den Beſorgniſſen, welche dieſe Zärtlichkeit nur in einer andern Weiſe ausſprachen, lächelte er auf die Zeilen hinab und ſandte dann einen Blick des Dankes

und der innigſten Gegenliebe, nach dem fernen Seeufer, wo Eliſabeth für ihn fühlte und um ihn ſorgte.

Sie und der Vater hatten ihm von der Erſcheinung Lothar's im Landhauſe geſchrieben. Er konnte dem Bruder nicht ſo ſchwer zürnen, wie der feſte, ſtrenge Vater. Immer hatte ſie ein inniges Band der Liebe verbunden und als Lothar, ohne jemanden zum Vertrauten ſeiner Abſicht zu machen, ſich heimlich entfernt, um die Kerkerhaft des Vaters zu löſen, da war der Feind, deſſen Hand ſpäter die alte Freiheit der Heimath zertrümmerte, noch fern und des Sohnes übereilte Handlung erſchien mehr als ein Opfer der kindlichen Liebe, denn als ein Treubruch an der Sache des Vaterlandes. Damals waren die weitern Plane der Franzoſen noch von einer glänzenden Wolke umhüllt, die manchen wie eine neue Sonne erſchien. Sie hatten kaum die Grenzen der Schweiz überſchritten, ſie verſprachen eine Freiheit und Gleichheit, welche die Anmaßung der patriciſchen Geſchlechter in ſo vielen Gegenden des

Vaterlandes zu einem leeren Wortprunke gemacht hatte, ihre Schwerdter waren noch nicht in das Blut der Widerſtandloſen getaucht, ihre Hände hatten noch nicht die Fackel zu Brand und Verwüſtung geſchwungen. Auch Vincenz hatte jenen lockenden Verheißungen wohlgefällig gelauſcht, wie ſein Bruder, und oft mit dieſem von den beßern Tagen, die kommen würden, geſprochen. Er hätte die Ungerechtigkeit, die ſeinen Vater von der kranken Mutter entfernt hielt, durch welche das Haus der Waßmer verwaiſt war, die der alten Verträge ſpottete, indem ſie dieſe gewaltſam brach, nicht empfinden müſſen, wenn er nicht jene Hoffnungen mit Lothar getheilt hätte. Aber er war ruhiger und beſonnener, als dieſer. Er erwartete geduldig, daß jene glänzenden Verheißungen ſich erfüllen würden und als dieſes nicht geſchah, als der Feind, der von Außen kam, ſchlimmer war, als der, welcher im Innern hauſte, da folgte er ſeinem eigenen Drange und dem Wunſche des Vaters und betrat den Weg, der ihn in die Lage, in der wir ihn finden, geführt

hatte. Lothar konnte nicht mehr umkehren, wie tief ihn auch die Reue ergriffen haben mochte. Das sah Vincenz ein. Auch haßte er viel zu sehr jede Wandelbarkeit in der einmal eingeschlagenen Handlungsweise eines Menschen, um das von dem ältern Bruder zu verlangen. Jenes Ehrgefühl, dem Lothar sich unterthan nannte, war ihm nicht fremd, und es lebte etwas in seiner Brust, das ihm sagte, auch er würde die Anhänglichkeit an die Sache, welche er ergriffen hatte, trotz dem, daß sie manches Tadelnswürdige mit sich führte, wie z. B. die Herrschsucht der Priester, die Hinneigung zu alten Mißbräuchen, die blinde Unterwürfigkeit des Volks in den Willen der Mönche, nur um den Preiß seines Lebens aufgeben. Er sah ein, wie dasjenige, was man zuerst aus einer ruhigen Verstandesanschauung zu einem Grundsatze in sich erhoben habe, bald zu einem tief einwurzelnden Gefühle werde, dessen Macht dann unwiderstehlich herrsche.

Ueber den Brief des Vaters, der ihn zu diesen Gedanken veranlaßte, war er wieder

ernſt geworden. Er verbarg die Papiere auf ſeiner Bruſt und ſtand auf, um wieder dem Geſchäfte nachzugehn, das ihn auf dieſe Felſenhöhe geführt hatte. Noch einmal ſtreiften ſeine Blicke nach dem Züricherſee, dann flogen ſie forſchend nach der Seite des Glärniſch, von dem ſich eine Heerde Gemſen nach dem Diethelm verirrt hatte, deren Spuren Walter Brenni jetzt verfolgte, um ſie ihm ſchußrecht zuzutreiben. Ueber ſeinem Haupte ragte ein Fels empor, deſſen Senkung ſo abſchüßig war, daß kein Schnee auf ihm haftete. Nur eine ſchmale Vertiefung, eine Art von Rinne, welche Jahrhunderte hindurch das Regenwaſſer gebildet haben mochte, zeigte dem verwegenen Jäger die Möglichkeit, auf ſeine Spitze zu gelangen. Dort mußte er eine freie Ausſicht in die Gegend finden, in der er ſeinen Jagdgenoſſen vermuthete. Er betrat den engen Pfad mit der Feſtigkeit eines erfahrenen Alpenwandrers. Der Grund war gefroren, bei jedem Schritte mußten ſich die Stacheln der Eisſchuhe tief einbohren, erſt wenn ein Fuß ſeine ſichere Stelle gewonnen hatte,

durfte er es wagen, den andern weiter zu setzen Der Pfad machte eine Biegung und zog sich dann, in seiner unbedeutenden Vertiefung am Rande eines senkrecht absteigenden Felsens hin, dessen Wand von vielen ungeheuren Spalten zerrissen war. Bald griffen einige dieser Spalten in den Weg, den Vincenz zurückzulegen hatte, ein. Bei wenigen konnte er durch einen kühnen Sprung den jenseitigen Rand gewinnen, über die andern, die gerade da den Pfad trafen, wo er einer steil ablaufenden Eistafel glich, mußte er auf Händen und Füßen hinüberkriechen. Die Gegend, die er früher vor Augen gehabt, lag ihm jetzt im Rücken. Er blickte in felsigte Abgründe, auf öde Bergengen, die sich in den Diethelm gegraben zu haben schienen, herab. Besser links sah er die grünenden Alpen des Sihlthales, einzelne Hütten im Grunde zerstreut und weiter hin die beiden zackigten Mythen von Schwyz, jene wunderbar abgerissenen Felsenpiramiden, die den Himmel zu stürmen scheinen. Nur das Auge eines Gemsjägers konnte ruhig in den Abgrund schauen, über dem oft sein

Kopf ſchweben mußte, indem der kriechende Körper eine neue Biegung des ſteilen Pfades zurückzulegen hatte. Endlich, mit einer letzten Anſtrengung, war der Gipfel des Felſens erreicht und Vincenz überblickte eben, indem er ſich vollends hinaufſchwingen wollte, die Schneefläche, die ſich hier ſeinem Auge auf einer geräumigen Ebene darbot: als er auch zugleich ein ſeltſames Ziſchen und Pfeifen vernahm und mit der Schnelligkeit des Windes eine Heerde Gemſen vor ſeinen Augen vorüberfliegen und nach den tiefern Felſenklüften des Gebirges hin verſchwinden ſah. Die Jagd war verloren. Vincenz ſchrieb dieſes Mißgeſchick dem Umſtande zu, daß ſich vor einigen Minuten der Wind gedreht und wahrſcheinlich die Spur ſeines Gefährten dem Wilde zugeführt hatte.

Er ſtand hier auf dem höchſten Gipfel des Diethelm. Noch nie hatte ſein Fuß dieſe Stelle betreten und er genoß nun, indem er an dieſem Orte Walter Brenni, der ohne Zweifel den flüchtigen Gemſen bald nachfolgen würde, erwartete, eines Anblicks, der ſeine Seele mit

Entzücken und Bewunderung erfüllte. Vor ihm stufte sich der Diethelm amphitheatralisch in wilden zerrissenen Felsen ab, andere niedrigere Berge schienen ihm zum Schemel zu dienen; weiter rechts erhob sich der öde, verwitterte Wäggis, mit Felsenzacken gekrönt, und vor seinem Fuße ein weites, heiteres Alpthal dem Züchersee zuschiebend, dem Ufer, an dem alle schönen Erinnerungen lebten, über das hinaus sich der Blick in weite Flächen verlor, welche die blauen Gebirge von Schwaben begrenzten; neben dem Wäggis glänzten wie leichte Silberwölkchen die Gipfel der Appenzeller Hochgebirge aus dem blauen Himmel herüber, dann nahm der ungeheuere Glärnisch mit seinem wunderlichen Vreneli's Gärteli und andern Gletschern, mit seinen furchtbaren Schlünden und Abgründen einen weiten Raum ein, an dessen Abhang sich das stille Klönthal, mit seinem kleinen See und seinen freundlichen Alpen anmuthig lagerte; die Berge des Muottathales schlossen sich diesem an und zogen ihre Felsenrücken bis zu den zwei Mythen hin, zwischen

deren Spitzen ein Theil des Vierwaldstädtersees und des seltsam gestalteten Pilatus sichtbar war; weiter rechts flog das Auge über die ganze Länge des Sihlthales, bis zum Etzel, über seine Thalweitungen mit Alphütten und grünen Wiesen, über die düstern, dann wieder eng zusammentretenden Föhrenwälder, zwischen denen im tiefen Bette der Strom fortwogte. Des jungen Mannes scharfer Blick verfolgte sein Bett, so weit er es erkennen konnte. Hatte er nicht oft, wenn er mit Elisabeth und Luise zum Besuche bei dem evangelischen Geistlichen in Zürich gewesen, mit den Mädchen auf jener reizenden Halbinsel geruht, welche der Zusammenfluß der Sihl und der Limmath bildet? War nicht durch das bunte Leben der lustwandelnden schönen Welt, die sich dort in den Gängen und um das freundliche Denkmal Geßners am Ufer der Sihl bewegte, manche heitere Empfindung, mancher scherzhafte Gedanke in ihm und seinen Begleiterinnen erregt worden? Und konnte er es je vergessen, daß er einst an einem schönen Sommerabend, ungesehen und un-

belauscht im einsamen Gebüsche, dort das erste Wort der Liebe zu Elisabeth gesprochen und die süße Entgegnung seiner Neigung gefunden hatte?

Sein Auge ruhete noch auf dem Endpunkte am Horizont, wo sich der Sihlgrund verschwindend in die Tiefe neigte und ein Lächeln umschwebte seine Lippen, als ein Geräusch dicht an seiner Seite, unter dem überhangenden Felsenrande, seine Aufmerksamkeit erregte. Es klang fast, wie Menschenstimmen, die in unartikulirten Tönen gegen einander sprachen, dann auch, wenn es sich lauter erhob, wie scharfes, herbes Rabengekrächz. Vincenz konnte die Stelle, von der es hertönte, nicht anders untersuchen, als indem er sich auf den Schneeboden niederwarf und, mit dem Kopfe über einem entsetzlichen Abgrund schwebend, in die innere Biegung des Felsens zu blicken suchte. Seine Bewegungen waren, während er dieses Unternehmen ausführte, ruhig, vorsichtig und ohne daß ein Laut seine Gegenwart verrathen hätte. Welche Ueberraschung, als er jetzt hinabsah und seine Augen,

nur etwa auf Manneslänge von ihm entfernt, auf einem kleinen Felsenvorsprunge einem Adlerneste begegneten, in welchem sich zwei zarte Sprößlinge des Felsenkönigs mit einander zu unterhalten schienen! Die Jungen waren auf Moos und Zweige gebettet, kleine Knochen und blutige Federn, wahrscheinlich der Abhub ihrer Tafel, lagen um sie her. Vincenz war unschlüßig, was er thun solle. Die Gefahr, zu dem Neste zu gelangen, war groß; die Beute dagegen ohne Bedeutung. Er gedachte Elisabeths Mahnungen, ihrer Bitte, sein Leben nicht leichtsinnig auf das Spiel zu setzen. Aber den Jäger lockte dennoch der Ruhm der That, er konnte seine Blicke nicht abwenden von den krächzenden Königskindern, er dachte es sich so schön, lebendig ein edles Wild zu fangen, das selten und nur durch einen Glücksfall der kühnste Schütz erlegt. Da rauschte es mächtig aus dem Sihlthale herauf, da schäumte es unter ihm, wie Windesbraut und Stromesfluth. Vincenz blickte hastig und befremdet hin. Es war der alte Adler, der mit einer Beute in Schnabel

und Klauen aus der Tiefe herauftauchte, um was er unten geraubt, in sein Nest niederzulegen. Schnell und geräuschlos zog der Jäger seinen Kopf zurück und machte, ohne das edle Wild aus den Augen zu verlieren, sein Gewehr schußfertig. Der Adler erhob sich indessen mächtig über den Felsenrand. Er kreißte über dem Neste der lauter und lebendiger werdenden Jungen. Jetzt erkannte Vincenz den Gegenstand, den sein Schnabel und seine Klauen hielten. Ewiger Gott! Es war ein Kind, ein lebendiges, schreiendes Kind. Das Blut trat dem jungen Mann, den noch nie eine Gefahr erschrocken gefunden hatte, zum Herzen. Die Büchse zuckte in seiner Hand, aber er durfte nicht schießen, jetzt nicht; denn hätte er auch das Raubthier getroffen, so war das Kind verloren, zerschmettert an den Klippen und in den Abgründen des Diethelm! Er knieete am Rande der ungeheuern Tiefe, er hielt den Odem zurück, Alles was in ihm lebte und fühlte, war den nächsten entscheidenden Augenblicken zugewandt. Da senkte sich der Adler nieder in die

Felsenvertiefung zum Neste der Jungen, da stieg er wieder auf in einer Kreisbewegung, aber ohne das Kind, das jetzt im nahen Neste jammerte. Ein Blitz, ein Knall — und er stürzte mit zerschmetterten Flügeln hinab von Felsen zu Felsen, die letzten Blicke nach dem Neste mit den Jungen sendend, das er nimmer wieder sehen sollte!

Vincenz schöpfte tief Odem; aber sein Werk war erst halb gethan. Schon lag er wieder, wie früher, mit der ganzen Länge seines Körpers auf dem schneebedeckten Felsenrande und blickte in das Nest. Da zupfte die junge Adlerbrut mit den scharfen Schnäbeln an dem Kleidchen des Kindes, da konnte sie mit jedem Augenblicke diesem in die Augen bohren, aus denen es weinte. Das Kind schien ihn zu erkennen, es streckte die Händchen zu ihm empor. Krampfhaft wühlte er mit der linken Hand tief im Schnee, während er mit dem Stutzen in der Rechten nach dem Neste hinabzureichen strebte. Es fehlte noch eine Armlänge, um das Ende des Gewehrs an die Adlerbrut zu bringen. Da

faßte er mit der Kraft der Verzweiflung einen Stein unter dem Schnee, klammerte ſich feſt an dieſen und beugte ſich nun mit dem ganzen Oberleibe über den Abgrund hinab. Wenn der Stein wich, ſo war er verloren. Gott aber hatte ihn feſt in den Felſengrund gebannt! Mit dem Ende ſeines Stutzen ſchleuderte Vincenz die Adlerbrut in die Tiefe ihrem Erzeuger nach und als ob das Kind ſich nun frei von der nächſten Gefahr wüßte, als ob es die gänzliche Rettung voraus empfinde, ſah es jetzt dankbar lächelnd zu ihm auf.

Das lächelnde Kind in dem Neſte, in ſeinem reinlichen Kleidchen, von Blut und widrigen Ueberbleibſeln der Adlerſpeiſe umgeben, gewährte einen wunderbaren Anblick. Vincenz mußte wieder zu ihm hinablächeln, wie es ſo unbewußt der überſtandenen Gefahr, der Schreckniſſe der Gegenwart, dalag, in den Himmel blickte und mit den Händchen ſpielte. Dann traf er Anſtalt, es heraufzuholen. Freilich war dieſes eine verwegene Handlung, bei der er ſich, als er ſie der jungen Adler wegen begehen

wollen, an Elisabeths Mahnung erinnert hatte; allein hier trat ein andrer Fall ein, hier galt es ein Menschenleben zu retten, einem verzweifelnden Mutterherzen Glück und Frieden wieder zu bringen! Er räumte rasch den tiefen Schnee von dem Felsenrande, er fand hier einen scharfen Vorsprung, an dem er sich wohl zu halten gedachte, bis er schwebend mit den Fußspitzen den schmalen Raum erreicht haben würde, der sich zwischen dem Neste und dem Abgrunde befand. Er sah noch einmal hinab. Eine entsetzliche Tiefe gähnte ihm entgegen. Da dachte er wieder an Elisabeth, an seinen Vater, auch an Lothar und es dünkte ihm, als wage er zu viel. Wie von einem guten Geiste eingegeben, ergriff ihn jetzt der Gedanke, ob nicht tiefer hinab, aus jener eisigen Rinne, die er mit so großer Beschwerde zurückgelegt, vielleicht seitwärts der Stelle mit dem Neste der Adlerbrut, das nun zu einer Kinderwiege geworden war, beizukommen sey. Er legte die Jagdtasche auf den Schneeboden, sein Gewehr auf diese. So erleichtert konnte er mit minderer

Mühe und Gefahr sich in die Vertiefung hinablassen, in der er jetzt sein Haupt dicht an den Abgrund drängte, um das örtliche Verhältniß genau zu erkennen. Als das Kind ihn nicht mehr sah, fing es wieder an zu weinen. Noch nie hatten ihn Thränen eines Kindes so tief gerührt, wie diese. Der Wind wehte scharf von den Eiswüsten des Glärnisch herüber und das arme Kind in seinem leichten Kleidchen mochte frieren! Jetzt befand er sich an dem ersten der Felsenrisse, die, wie wir früher erwähnten, in die Rinne einschnitten. Hier mußte er versuchen, zu dem Adlerneste zu gelangen; über die Spalte hinaus verschwand jede Möglichkeit. Indem er die Rechte gegen den Rand der Spalte stemmte, beugte er sich vor, um einen freien Blick nach jener Stelle, zu der ein wunderbares Verhängniß ein zartes Kindesleben geführt hatte, zu gewinnen. Da bemerkte er einen schmalen Felsenstreif, der, sich erweiternd von dem obern Rande der Spalte, nach dem Lager des Kindes hinlief, da faßte er sogleich den Entschluß, auf diesem, freilich noch immer sehr

gefährlichem Wege ſich ihm zu nähern. Mit einem kühnen Schwunge um das Eck der tiefen, dunkeln Kluft unter ihm, erreichten ſeine Füße glücklich den ſchmalen Vorſprung, aber nur auf den Fußſpitzen und mit dem Oberleibe nach der in's Innere ſich ſenkenden Beugung des Felſens geneigt, vermochte er ſich zu erhalten. Doch fühlte er jetzt ſchon, daß er das kühne Spiel gewonnen hatte. Nicht zum erſtenmale ſtand er an einer Stelle, wie dieſe, und bei ſeiner Ruhe und Beſonnenheit brauchte er nun nichts mehr zu fürchten. Bald wurde der Raum breit genug, daß er feſtern Schrittes und raſcher ſich ſeinem Ziele nähern konnte. Unwillkührlich fiel ſein Blick in die Tiefe zu ſeinen Füßen. Die Felswand, wohl tauſend Fuß hoch, ſtieg in mächtigen Stufen hinab in ein ödes Thal, das ein Chaos von Felſentrümmern und abgeriſſenem Geſtein zeigte. Ein Bergſtrom trieb ſeinen gährenden Silberſchaum zwiſchen die Klippen hin und jenſeits des Waſſers ſtarrte wieder eine mächtige Steinwand empor. Aber dieſe Wand war niedriger, als die, auf der Vincenz ſich

befand. Er sah über sie hin nach dem Züricher-see, nach dessen unterm Gestade, wo des Vaters Wohnung lag. Eine freudige Empfindung drang in seine Seele. Es war ihm, als sey jetzt Elisabeth gegenwärtig bei dem Rettungs-werke, zu dem die Vorsehung ihn berufen hatte. Im nächsten Augenblicke stand er vor dem Kinde, hielt es in seinen Armen und drückte es an seine Brust. Es weinte nun nicht mehr, es sah ihn aus großen blauen Augen ruhig und erwar-tungsvoll an.

„Armes Kind!“ sagte er: „du hast eine große Erfahrung gemacht, ohne es zu wissen, allein welchen Jammer, welche Verzweiflung mögen diejenigen empfinden, die dir das Leben gaben und dich vielleicht vor ihren Augen von dem blutdürstenden Raubthiere in sein Felsennest tragen sahen?“

Das Kind mochte ungefähr vier Monate zählen. Es war ein schönes Kind und trug eine saubere Kleidung, die an einzelnen Stel-len, wo sich die Klauen des Adlers eingegraben hatten, dessen Spuren zeigte. Es lag still in

den Armen des jungen Mannes, als gehöre es dahin, und ſchien einſchlafen zu wollen. Vincenz begriff die Nothwendigkeit, es bald aus dieſer Region des Eiſes, in eine menſchliche Wohnung, an die Bruſt der Eltern zurückbringen zu müſſen. Was er für ſich allein gewagt hatte, ſchien ihm jetzt mit dem Kinde bedenklich. Und dennoch gab es keinen andern Weg, der von dieſer Stelle auf die Höhe führte, als der, welchen er hierher eingeſchlagen hatte. Er ſah überlegend zu dem überhangenden Felſen empor. Der Raum war ſo klein, der ihn von jenem ſichern Platze trennte, und dennoch ſo ſchwer zu erreichen! Da glaubte er oben Fußtritte zu vernehmen, da hörte er haſtig und bewegt ſeinen Namen rufen, da rief er wieder hinauf und nach wenigen Augenblicken ſah das ſchwermüthige Antlitz Walter Brenni's über den Felſenrand zu ihm herab.

„Heilige Mutter Gottes, was habt Ihr da?“ ſagte Walter, im Tone einer Erſchütterung, die bei dem in ſich gekehrten, traurigen Manne nur das Wunder des Anblicks, der ſich ihm

bot, erregen konnte. „Ein Kind, ein hülfloses Kind im Neste des Geyers! Ich hörte Euren Schuß, ich sah den Dampf aufsteigen an dieser Stelle. Habt Ihr den Geyer getödtet, habt Ihr mit einem Meisterschusse das Raubthier erlegt, ohne daß dem armen Kinde ein Schaden dabei geschehen ist?“

Ehe Vincenz diese Fragen beantwortete, ließ er sich von seinem Jagdgenossen das Ende eines der Stricke zuwerfen, mit welchen sich die Gemsjäger auf ihren gefahrvollen Wegen für jeden Nothfall zu versehen pflegen. Jetzt war die Rettung des Kindes leicht geworden. Indem der junge Mann den Schützen mit wenigen Worten von dem Vorgefallenen unterrichtete, zog er sein gemsledernes Ueberwamms aus, wickelte das Kind vorsichtig hinein, so daß nur das kleine zarte Angesicht hervorsah, und befestigte es dann an dem Stricke, den nun Walter langsam und den vorspringenden Felsenrand vermeidend, in die Höhe zog. Vincenz folgte dem Kinde mit den Blicken. Er sah es mit klopfendem Herzen in freier Luft

über dem Abgrunde ſchweben, dann aber verſchwand es, und er konnte nun überzeugt ſeyn, daß es ſich gerettet in den Händen Walters befinde.

Zwölftes Kapitel.

Wo iſt mein Kind? Laßt mich, ich muß es ſehn.

Als der junge Mann den unbequemen und gefährlichen Pfad, auf dem er zu dem nun verwaiſten Felſenſitze des Adlers gelangt war, wieder zurückgelegt und die Ebene auf dem Gipfel des Diethelm erreicht hatte, fand er hier den Schützen in den Anblick des Kindes verloren. Es ſchlief in ſeinem Arme und aus dem ſchwermüthigen Blicke Walters, der auf ihm ruhete, ſprach eine beſondere Theilnahme. Welche ſeltſame Scene, hier in einer Oede, die rings

von Eishörnern und Felsenmassen umgeben war, fern von jedem geselligen Aufenthalte, ein kleines menschliches Wesen an der Brust eines athlethischen Mannes zu sehen, dessen rauhes Aeußeres auf den ersten Blick verrieth, wie wenig er zu der Pflege eines so hülfbedürftigen Geschöpfes geeignet sey! Vincenz konnte sich nicht enthalten, die wunderliche Gruppe einige Augenblicke zu betrachten, indem er sich zugleich den Ausdruck tiefer Rührung, der unverkennbar in den Zügen des Schützen lag, nicht zu erklären vermochte.

„Junker," brach endlich dieser die Stille und seine Stimme zitterte, während er sprach, „der ketzerische Geistliche, der bei Eurem Vater auf dem Landhaus weilte, hatte Recht: es geschehen noch Wunder! Wißt Ihr, wessen Kind Ihr rettetet? Es ist das Kind meiner Schwester, der Seppi Flüeli am Egerisee, das ihr Gott geschenkt hat im verwichenen Winter. Hier am Tüchel ist das Kreuz und der Rosenkranz eingenäht, ihr Zeichen, das ich wohl kenne, und das Kind ist von demselben Alter,

wie das ihrige seyn muß. Aber," fuhr er nachsinnend fort, „wie kommt es hierher, wie in die Felsen des Diethelm? Bis zum Egeri verfliegt sich ein Adler nicht, um eine Nahrung für seine Brut auf diesem Felsgrathe zu holen, die Schwester muß sich in der Nähe befinden, sie muß zum Besuche bei den Eltern ihres Mannes in's Sihlthal gekommen seyn und das um einer besondern Ursache willen, denn in dieser Zeit entfernt sich niemand von Haus und Hof ohne Noth!"

Vincenz fühlte sich bei der Entdeckung, welche die Worte Walter Brenni's enthielten, nicht wenig überrascht. Er kannte Seppi. Sie stand in gleichem Alter mit ihm und sie hatten oft als Kinder mit einander gespielt. Ihr heiterer, aufgeweckter Sinn, ihre Freundlichkeit und Herzensgüte hatte sie auch Elisabeth und Luisen nahe gebracht, die trotz der Ermahnungen Brigittens, man müsse sich nicht wegwerfen, ein inniges Freundschaftsbündniß mit ihr eingegangen waren. Dieses dauerte noch, als Seppi bereits den Namen

der Frau Flüeli trug, und der Tag, an welchem sie gewöhnlich zur Entrichtung des Pachtzinses bei Herrn Waßmer erschien, wurde von den Mädchen ungeduldig erwartet und fröhlich gefeiert. Mußte nun nicht des jungen Mannes Zufriedenheit mit seiner That, durch den Gedanken, er habe damit der Schwester seines Unglücksgefährten, der Freundin seines Mädchens, den größten Dienst geleistet, den ein Mensch dem andern verdanken kann, sich um Vieles vermehren? Eine Heiterkeit, wie er sie lange nicht empfunden hatte, verbreitete sich über sein ganzes Wesen. Er nahm das schlafende Kind von dem Arme des noch immer gedankenvoll zu diesem niederblickenden Schützen, er ließ sich von Walter Jagdtasche und Gewehr überhängen, und schritt nun munter und rasch, immer aber bedacht, das Kind durch eine plötzliche heftige Bewegung nicht zu erwecken, den Berg hinab. Walter folgte mit großen, gemächlichen Schritten. Sie hatten, um die Spur der Gemsen nicht zu verlieren, weite Umwege am Rande der Abgründe, über schmale

Felsengrathe und durch tiefe Schneelager machen müssen, ehe sie den Gipfel des Diethelm erreichen konnten. Jetzt wählten sie die Richtung, in der sie am Nächsten in eine bekannte Gegend des Gebirges und von da hinab in das Sihlthal zu gelangen hofften. Auch hier stellten sich ihnen Hindernisse entgegen, die nur durch Kraft und Gewandtheit überwunden werden konnten. Es gab Bergwasser zu durchwaten, Felsenrisse zu überspringen, und manchen glattgefrornen Schneeabhang, der nur durch ein kühnes Hinabgleiten, bei dem Vincenz das schlafende Kind, in beiden Händen schaukelnd, hoch emporhielt, zurückgelegt wurde. Der lange Alpstock, der den Schützen auf seinen Bergwanderungen nie verließ, wurde oft von ihnen benutzt, um die seltene Last, die sie mit sich führten, an gefährlichen Stellen, wo des Wanderers ganze Aufmerksamkeit auf sich selbst gerichtet seyn mußte, einander zuzureichen. So langten sie endlich auf einer grünen Stelle an, die ein abgeschlossenes Thälchen für sich bildete. Hier sproßten am Rande der Schneelagen bunte

Frühlingsblumen und ein Quell, der unter der Schneedecke hervorſtrömte, durchrieſelte freundlich das Thälchen. Vincenz pflückte einen Blumenſtrauß und ſteckte ihn an die Bruſt des Kindes. Glich doch ſein Daſeyn einem neuen Lenze, der aus einer Welt der Oede, des drohenden Verderbens, plötzlich blühend erſtand! Leichten Schrittes eilte er durch den lieblichen Grund. Niemand ſtörte das herrſchende Schweigen, denn wie immer ſchritt Walter in ſich gekehrt und ſtill neben dem jungen Mann, den er ſeinen Freund nennen durfte, her, und auch Vincenz hatte ſich in der Einſamkeit, in der Geſellſchaft ſeines ſchweigſamen Gefährten, von dem er ſelten einen Anlaß zur Rede erhielt, an eine Verſchloſſenheit gewöhnt, die dem Ernſte in ſeinem ganzen Weſen recht wohl entſprach.

Ohne daß einer es gegen den andern äußerte, erkannten beide zugleich die Gegend, in der ſie ſich befanden. Sie wußten, daß ſie nun bald eine Sennhütte erreichen würden, wo ſie dem Kinde, das indeſſen erwachen möchte, eine Erquickung bieten konnten. Gegen die ſcharfe

Gletſcherluft des Glärniſch deckte ſie das Gebirg in ihrem Rücken und auf dem Wege, der vor ihnen lag, durften ſie keine großen Beſchwerden mehr erwarten. Ehe ſie ein Ahornwäldchen betraten, durch welches der Pfad hinabführte, ſah Vincenz noch einmal zu dem Gipfel des Diethelm empor. Ein leichtes Gewölk lagerte ſich um dieſen, allein der junge Mann konnte noch recht wohl die Felſenwand erkennen, in welcher das nun von allen Bewohnern verlaſſene Adlerneſt ſtand. Das ganze Ereigniß zog noch einmal im Fluge durch ſeine Erinnerung, dann eilte er dem Schützen nach, der ſchon mit mächtigen Schritten in das ſchattige Wäldchen vorgedrungen war.

Erſt als ſie im Eingange der Sennhütte ſtanden, erwachte das Kind. Es fing an zu weinen und dieſer Ton rief ein junges Weib herbei, das eben in dem kleinen Nebengemache, wo Käſe und Butter bewahrt wurden, ſeinen gewöhnlichen Beſchäftigungen nachging. Sie trat heraus und erſtarrte, als ſie die beiden Gemſenjäger erblickte, von denen der eine, ein

schöner junger Mann, das kleine Wesen hielt, dessen Schreien irgend ein Verlangen, ein Begehren nach der Befriedigung eines Lebensbedürfnisses ausdrückte. Während die zwei Männer an dem Feuer Platz nahmen, über dem im großen kupfernen Kessel die Käsemilch kochte, theilte Vincenz in kurzen Worten der Frau das Ereigniß mit, welches ihn zum Träger und einstweiligen Wärter des Kindes gemacht hatte. Er übergab ihr das Kind mit der Bitte, seine augenblickliche Pflege zu übernehmen, in der sie gewiß erfahrner sey, als er. Die Frau blickte das Kind mit Verwunderung an, bekreuzigte es und sagte:

„Gott und die heilige Jungfrau Maria haben dich behütet, armes Würmli! Es ist Großes an dir geschehen in so zartem Alter und das kann dir als ein Zeichen gelten für dein Lebelang. Im Aarneste hast du gelegen neben der bösen Brut und der Mann ist von der Mutter Gottes geschickt worden, dich zu erlösen von ihren Klauen, von ihrem scharfen Schnabel! Komm her, Würmli! Hier ist der Haven mit

Geismilch. Trink' einmal, es wird dich erlaben, wenn's dir auch nicht der Mutter Bruſt gibt, an die du noch gehörſt!"

Das Kind aber ſchien mit dieſer Nahrung ſchon vertraut. Es trank in haſtigen, langen Zügen; das Wohlbehagen, von dem es ſich während dieſes Genuſſes ergriffen fühlte, malte ſich in dem kleinen, zarten Angeſichte.

„Es iſt kein Kind aus dem Thale," begann wiederum die Frau, nachdem ſie es aufmerkſam betrachtet hatte, „der Raubvogel hat es wohl weiter hergeholt, und es wird ſchwer halten, ſeine Eltern auszufinden. Ich kenne alle Kinder im Sihlgrunde, aber dieſes gehört nicht zu ihnen."

„Es iſt das Kind der Seppi Flüeli vom Egeriſee," ſagte der Schütz, indem er aufſtand. „Sie wird zum Beſuch im Thale ſeyn, bei ihrer Schwieger und Ihr könntet ihr gewiß einen großen Dienſt leiſten, wenn Ihr vorauseilen und ſie beruhigen wolltet wegen ihres Kindes. Wir zwei Männer müſſen zuſammenbleiben, denn es gibt noch einige Stellen auf dem

Wege, wo einer des andern Hülfe bedarf, um das kleine Geschöpf pünktlich heimzubringen."

Die Frau sah auf's Neue den Schützen verwundert an. Sie kannte ihn nicht und vermochte sich nicht zu erklären, woran er das Kind, in dessen Zügen noch so wenig Bestimmtes hervortrat, als das Angehörige einer fern wohnenden Frau erkenne. Sie schüttelte gedankenvoll den Kopf, gab aber das Kind, das jetzt befriedigt schien, und recht heiter auf das lodernde Heerdfeuer blickte, in die Arme des jungen Mannes zurück und sagte:

„Ich will es gern thun und vorauslaufen, so schnell meine Füße vermögen. Die arme Mutter dauert mich tief im Herzen und wenn die lieben Heiligen sie mir entgegenführen und ich ihr die Glücksbotschaft bringen darf, so ist das ein Gotteslohn, wie ich mir ihn nicht besser wünschen kann. Schiebt nur den Riegel vor, wenn Ihr geht, damit die junge Geis, die noch nicht Bescheid weiß im Gebirg und erst nächsten Mai mit der Heerde zur Alp gehen wird, mir nicht etwa entläuft und sich verirrt."

Mit dieſen Worten verließ ſie die Hütte. Die Männer folgten ihr nach wenigen Augenblicken, aber ſie war ſchon in der Tiefe verſchwunden, in einer waldigen Schlucht, durch welche das Bächlein in den Grund hinabrieſelte. Walter ging neben Vincenz her, betrachtete oft das Kind, das dieſer trug, und das, von dem gemsledernen Kleide umgeben, lächelnd und freundlich aus dem ſeltſamen Gewande heraufblickend, einen ſehr lieblichen Anblick gewährte.

„Laſſet es mich ein wenig tragen, Junker Vincenz,“ ſagte endlich der Schütz in einem bittenden Tone, als ſie ſich bereits in einer anſehnlichen Entfernung von der Sennhütte befanden. „Es iſt meiner Schweſter Kind, das Blut meines Vaters rinnt in ſeinen Adern und ich möchte es doch auch einmal in meinen Armen halten, das Wunderkind, dem die heilige Jungfrau durch Euch das Leben behütet hat!“

Dieſe Bitte aus dem Munde eines Mannes, der ſonſt nur in ſeinen ſchwermüthigen Erinnerungen oder in dem rauhen Treiben der

Jagd und des Krieges lebte, klang ungemein rührend. Das Gefühl, welches ſie veranlaßte, war ſo natürlich, und dennoch kam deſſen Aeußerung ſeinem jüngern Gefährten ſo überraſchend, daß dieſer erſt nach einigen Augenblicken ihm das Kind mit den Worten in die Arme legte:

„Du mußt es der Seppi übergeben, Walter! Du ſtehſt ihr näher, als ich, und aus des Bruders Hand wird ihr die Gabe noch herrlicher dünken, wie aus der eines bloßen Bekannten.“

„Nein, nein!“ erwiederte ruhig der Schütz und blickte düſter auf das Kind hinab. „Nach ſeinen Eltern ſeyd Ihr ihm jetzt der Nächſte, Junker Vincenz, denn Ihr habt ihm zum zweitenmale das Leben gegeben und durch ein hohes Wunder ſeyd Ihr ihm verbündet.“ Er ſchwieg einige Minuten lang, indem er rüſtig fortſchritt. Dann ſah er wieder das Kind an und begann auf's Neue: „Es iſt in einer ſchönen Zeit geboren worden, das Kind, in einer Zeit, wo Clevele Hergi nicht mehr ſterben konnte, denn ſie war ſchon zuvor geſtorben und lag,

als das Kind zum erstenmale die Augen öffnete, schon begraben unter dem Ahorn bei Stanz. Das glückliche Kind!"

Vincenz kannte den Schmerz, der die Seele seines Gefährten erfüllte. Er hatte ihn oft in dieser traurigen Stimmung gesehen, er wußte, wie leicht eine Kleinigkeit seinen Gedanken die Richtung in jene entsetzliche Vergangenheit geben konnte, deren Erinnerung sein Leben wie ein langsam tödtendes Gift durchzog. Er überließ es dann gewöhnlich der Zeit oder irgend einem zufällig eintretenden Umstande, eine Aenderung in der Gemüthsverfassung des bedauernswerthen Mannes zu bewirken. Diesesmal bedurfte es solcher Veranlassung nicht. Schon der Anblick des Kindes in seinem Arme, der Gedanke an die Zusammenkunft mit der Schwester, die nach dem grausamsten Schmerze die höchste Freude erleben sollte, entzogen ihn seinem Grame.

Sie hatten die Schlucht mit dem Quellwasser durchschritten, sie hatten, an manchem Orte durch gegenseitige Hülfleistung sich das

Tragen des Kindes erleichtert und betraten eben einen Wiesenabhang, von dem sie einer freien Aussicht in das vor ihren Füßen sich hinbreitende Sihlthal genossen, als sie Stimmen von unten herauf vernahmen, Lachen und Weinen im wunderlichen Gemisch und dann wieder Ausrufungen, die wie Töne des höchsten Entzückens klangen und in denen Walter Brenni die Stimme seiner Schwester Seppi zu erkennen glaubte. Ohne daß Vincenz Zeit hatte, es zu verhindern, legte der Schütz rasch das Kind in seinen Arm und eilte dann voraus, den Heransteigenden entgegen. Nach wenigen Augenblicken erschien er wieder, von Weibern und Kindern umgeben, denen er die Wundergeschichte erzählen mußte. Seppi Flüeli war allen voran. Sie hörte nicht auf den Bericht des Bruders. Was galten ihr Worte in dem Augenblicke, wo sie das einzige, schon an ein entsetzliches Verhängniß verloren gegebene Kind wieder in ihrem Arme halten, wo sie ihm die mütterliche Nahrung reichen sollte, die es schon so lange entbehrt hatte? Noch zeigten sich die

Spuren der Verzweiflung, des höchſten Jammers in ihrem ganzen Weſen. Eine Leichenbläße bedeckte ihr Angeſicht, ihr dunkles Haar hing aufgelöſt um das rothe, ſilbergeſtickte Mieder herab, alle ihre Glieder befanden ſich in einer zitternden Bewegung. Mit irrenden Blicken ſtürzte ſie auf den Junker zu, nahm das Kind von ſeinem Arme und bedeckte es mit ihren Küſſen und ihren Thränen. Weder ihn, noch den Bruder ſchien ſie zu erkennen. Sie lebte in dieſen Augenblicken nur für das Wiedergeborene. Das Kind weinte, von den heftigen Liebkoſungen der Mutter bedrängt. Sie deutete das anders, ſie hielt für die Stimme des Bedürfniſſes, was die Aeußerung des augenblicklichen Schmerzes war. Ohne des Gedankens mächtig zu ſeyn, wie in dieſer ungeheuren Aufregung die Bruſt der Mutter ſelbſt dem Kinde Gift reichen müſſe, ſetzte ſie ſich in das Gras nieder, um ihm die gewohnte Nahrung zu bieten.

Da trat Vincenz zu ihr heran, hielt ſie zurück und ſagte mit ernſter Stimme:

„Du weißt nicht, was du thuſt, Seppi!

Willst du das Kind tödten, das dir eben erst Gott wieder geschenkt hat? Es bedarf keiner Nahrung, es hat sie erhalten in der letzten Alphütte und wenn du ihm einige Ruhe gönnst, so wirst du dich aus seinem zufriedenen Blicke, aus seinem Lächeln von der Wahrheit meiner Worte überzeugen.“

Die junge Frau starrte ihn verwirrt an, aber sie schien den Sinn seiner Rede zu begreifen. Sie legte das Kind in ihren Schooß und erwartete nun das Versiegen seiner Thränen, das erste Lächeln, das jene Versicherung bestätigen sollte. Indessen versammelten sich die Weiber, die mit Seppi aus dem Thale heraufgekommen waren um Vincenz und betrachteten ihn voll Verwunderung. Sie hatten erst von der Sennerin, dann genauer aus Walters Mittheilung erfahren, wie wunderbar die Rettung des Kindes bewerkstelligt worden sey und daß die Vorsehung den jungen Mann gesandt habe, dieses Wunder zu bewirken. Sie kannten ihn nicht, obgleich er oft im Thale erschienen war und dort mit den Männern manche ge-

heimnißvolle Zuſammenkunft und Unterredung gehabt hatte; aber aus ſeinem vertrauten Verhältniſſe mit dem wohlbekannten Schützen von Stanzſtaad, aus der Vorſicht, mit welcher dieſer von ſeinem Gefährten ſprach, ahneten ſie, daß er zu jenen kühnen Männern gehöre, die noch immer im Stillen für die Freiheit des Vaterlandes thätig waren und von den Bedrückern gefürchtet und verfolgt wurden. Das gab ihm eine noch höhere Bedeutung in den Augen der Frauen. Im ganzen Sihlthale lebte, vom Greiſe bis zum Kinde hinab, niemand, der nicht den bitterſten Haß gegen die Fremden empfunden hätte, welche den ſtillen Frieden der Heimath geſtört und die Heiligthümer, die Jahrhunderte hindurch ein Gegenſtand der tiefſten Verehrung geweſen, durch Mord entweiht, durch Brand verwüſtet hatten. Lag nicht die Muttergottescapelle zu Einſiedeln in Trümmern und Aſche, mußten nicht die frommen Väter des Kloſters, die den Armen des Thales in mancher Noth als hülfreiche Boten der heiligen Jungfrau erſchienen waren, fortwährend unter dem ſchweren

Drucke der Feinde erseufzen? Greift irgend etwas tiefer in das Herz des einfach erzogenen Landmannes, als die Verletzung der Gefühle, die in der Lehre seiner Religion durch Priester, deren Verehrung von den Eltern auf die Kinder fortgeerbt worden ist, erzeugt und genährt worden sind? In den Bewohnern des Sihlthals gährte Bitterkeit und Rache. Unter den Frauen gab es welche, die heldenmüthig des Augenblickes harrten, wo auch sie sich bewaffnen konnten, um mit den Männern gegen den verhaßten Feind auszuziehen. Sie gedachten der Appenzeller Hirtinnen, die einst in der kräftigen Vorzeit an der Seite ihrer Männer siegreich gegen Oesterreich gekämpft. In diesem Thale hatten Vincenz und Walter keinen Verräther zu fürchten. Hier konnten sie selbst auf Schutz und Beistand in irgend einer gefährlichen Lage rechnen.

Seppi, die noch immer mit dem Kinde im Grase saß und aus seinem Anblicke Frieden für ihr tief bewegtes Gemüth, Geistesklarheit und Besinnung schöpfte, hatte bald die Freude

es lächeln zu sehen. Gesundheit, Wohlbehagen und Lebensfrische malten sich in dem kleinen, runden Angesichte, das hülflose Wesen, dem noch vor wenigen Stunden die Klaue des Adlers gedroht hatte, lag anmuthig im Schooße der Mutter, wie eine Knospe der Alpenrose im Schatten und Schutze des sie umgegebenden Grüns. Seppi hatte noch Thränen im Auge, aber sie lachte nun auch, stand auf, hob das Kind mit beiden Händen in die Höhe und betrachtete es mit seligen Blicken von unten, als sehe sie einen Engel vom Himmel sich herabneigen. Dann trat sie auf den Junker zu und reichte ihm die Hand. Sie konnte noch nicht sprechen, aber sie begriff und erkannte nun Alles und in ihrem Geiste wiederholte sich die Geschichte, die früher die Hirtin von der Alp und Walter erzählt hatten.

Der Abend war nahe und man erkannte die Nothwendigkeit, sich vollends in das Thal zu begeben, damit nicht das zarte Kind der später eintretenden rauhen Luft ausgesetzt werde. Seppi ging zwischen ihrem Bruder und Vin-

cenz. Nach und nach gewann ſie Worte, um ihren Dank auszuſprechen. Sie that dieſes mit der Lebhaftigkeit, die in ihrem Character lag, und mit der ganzen Innigkeit der Gefühle, die eine Mutter für eine ſolche That erfüllen muß. Dann erzählte auch ſie, wie der Raub des Kindes ſich begeben, wie ſie dieſes entſetzliche Ereigniß erſt bemerkt habe, als der Adler mit dem Kinde ſchon hoch in der Luft den Felſen des Gebirges zuſchwebte. Sie war, wie ſie dem erſtaunt aufhorchenden Junker zuflüſterte, mit einem Auftrage an dieſen in das Sihlthal gekommen. Man hatte ſie zu dieſem Zwecke in das Geheimniß ſeines Aufenthaltes eingeweiht und, um nun den Junker aufzufinden, hatte ſie ſich mit dem Kinde, das ſie keiner andern Pflege anvertrauen wollte, in die Nähe des Diethhelm begeben, immer hoffend, irgend ein Zufall würde ihr Vincenz oder den Bruder entgegenführen. Als ſie in der Mittagsſtunde auf einem Felſenſitze am Abhange des Gebirges ausruhete, empfand ſie einen brennenden Durſt. Nicht weit von ihr in einem Felſenbette rauſchte ein

heller Bach, ein Gebirgswasser, das vom Diethelm herabkam, vorüber. Sie erkannte, daß sie wohl hinab an das Ufer des Baches zu steigen vermöge, aber das Kind konnte sie bei diesem mühevollen Unternehmen nicht bei sich behalten. Ohne eine Gefahr zu ahnen, setzte sie es auf dem Moose an der Felsenbank nieder, lachte und spielte noch einige Augenblicke mit ihm — dann kletterte sie, solcher Wanderungen gewohnt, leicht und furchtlos an der schräg niederlaufenden Felsenwand, wo Steine und Baumwurzeln ihr Beistand und Stütze boten, zu dem Bergwasser hinab. Kaum hatte sie sich an dem frischen Quell erquickt und erhob eben den Fuß, um wieder auf die Höhe zu gelangen, als sie ein wunderliches Geräusch vernahm, das sie gleich mit banger Ahnung und Besorgniß um ihr Kind ergriff. So schnell sie vermochte, klimmte sie, der Hände und Füße sich bedienend, an der Felsenwand empor. Noch barg diese ihr den Anblick des Kindes. Da hörte sie es schreien, da vernahm sie, wie der schreiende Ton sich in die Ferne verlor, als würde das

Kind hinweggetragen. Die Verzweiflung vermehrte ihre Kräfte. Sie klammerte sich an spitzvorstehende Steine, die ihre Hände zerrissen, sie drang gerade aufwärts, statt daß sie früher den Weg in einer schräg ablaufenden, minder gefährlichen Richtung zurückgelegt hatte. Endlich stand sie oben. Da sah sie den Adler über ihrem Haupte in der Luft schweben, da sah sie ihr einziges Kind, das der Räuber in seinen Klauen hielt und, dem Felsengipfel des Diethelm zu, entführte. Sie fühlte nicht den Schmerz ihrer Wunden, sie sah nicht das Blut, das von ihren Händen herabrann. Nur den entsetzlichen Schmerz im Herzen empfand sie und die Brust war ihr zusammengepreßt, als liege eine Centnerlast darauf. Außer sich und mehr von unklaren Empfindungen, als von irgend einer bestimmten Absicht geleitet, rannte sie in's Thal zurück zu menschlichen Wohnungen. Ihr Anblick ergänzte Alles, was sie nicht in Worten auszusprechen vermochte. Das Ereigniß war schrecklich, seit Menschengedenken nicht im Thale erhört. Die Männer bewaffneten sich und zogen

auf ungebahnten Wegen in den öden Schlund, aus welchem sich der Felsen, dem, nach Seppi's verwirrter Angabe, das Raubthier zugeflogen seyn mußte, erhob. Mit geringer Hoffnung auf das Gelingen dieses Versuches, mit undeutlichen Begriffen, wie hier überhaupt eine Rettung bewerkstelligt werden konnte, traten sie den Weg an. Die unglückliche Mutter, die Frauen aus den Thalwohnungen, begleiteten sie bis zu der Stelle, wo sich die kühnen Männer in's Felsenthal begaben, wo ein andrer Seitenweg zu den Sennereien und Alphütten führte. Hier erlag Seppi's letzte Kraft dem Uebermaße ihres Jammers. Sie blieb auf einem Steine am Wege sitzen und bedeckte ihr Angesicht mit beiden Händen. So saß sie regungslos wie eine Statüe und niemand mochte sie anreden, denn niemand wußte einen Trost für sie. Von Zeit zu Zeit vernahm man ein dumpfes Schluchzen, das, von dem tiefsten Seelenschmerze erzeugt, so schrecklich und schaurig klang, daß die umstehenden Frauen für den Verstand der Unglücklichen zu fürchten anfingen. So saß sie

ſtundenlang, ſo ſaß ſie noch, als die Hirtin von der Alp herabeilte, um die Freudenbothſchaft zu überbringen. Man mußte ihr dieſe mehreremale wiederholen, man mußte ſie ihr zuſchreien, ehe ſie nur begreifen konnte, daß ſie ihr Kind gerettet und lebendig wiederſehen ſollte. Dann ſtürzte ſie fort, den Berg hinan und die übrigen Weiber ihr nach. Sie weinte und lachte durcheinander, ſie rief laut den Namen ihres Kindes und konnte man früher beſorgt ſeyn, daß der Schmerz verwirrend auf ihren Geiſt gewirkt habe, ſo ſchien dieſes jetzt von der Freude zu befürchten. Ehe ſie das Kind ſelbſt ſah, wurde ihr Alles wieder wie ein Traum, der aus Bilder des Entſetzens ſich in erfreuliche, aber undeutliche Geſtalten auflöſt. Dämmerung umgab ſie, aber ein Lichtſchein brach aus dieſer hervor, in welchem ſie einen aufgehenden Tag des Entzückens ahnte. Sie wußte nicht, warum ſie weinte, warum ſie lachte; ſie hatte keine Erkenntniſſe, nur Gefühle, ein fremder Wille ſchien ſie zu beherrſchen. In dieſem Zuſtande begegnete ſie dem Bruder, in

dieſem Zuſtande empfing ſie ihr Kind von Vincenz zurück. Als ſie dieſes ſah, zuckte der erſte erhellende Blitz in ihre Seele nieder. Der Anblick des von Gott wiedergeſchenkten Kindes erweckte ſie aus dem Traume in ein frohes Leben, das ihr, wie wir wiſſen, in dem gottgeſandten Rettungsengel einen Freund ihrer Kindheit und den Mann, den ſie ſuchte, zuführte.

Während dieſe Umſtände des Kinderraubes theils von Seppi, theils von den begleitenden Frauen erzählt wurden, gelangte man an die Stelle, wo die beiden Wege, jener, den die Männer eingeſchlagen hatten, und der, auf welchem der Zug von der Alp mit dem Kinde herabkam, ſich vereinigten. Stimmen klangen von der Felſenſchlucht herab und nach kurzer Zeit ſah man die Männer langſam und mit niedergeſchlagener Gebehrde aus der beginnenden Dämmerung hervortreten. Einige von ihnen trugen den getödteten Adler, den ſie am Fuße der Felſenwand gefunden hatten, aber die wunderbare Kunde der Rettung erfuhren ſie erſt jetzt. Den meiſten unter den Neuangelangten ſchienen

die beiden Jäger bekannt. Sie umringten ſie, drückten ihnen die Hände, ſprachen leiſe mit ihnen und hatten das Anſehn, ihnen wichtige geheimnißvolle Eröffnungen zu machen. Vincenz hörte ihnen aufmerkſam zu. Oft ſchüttelte er bedenklich den Kopf, gerade wenn ſie in lebhafter, eifriger Freude ſchienen und warf einige ernſte Worte hin, die jedoch wenigen Eindruck auf ſie hervorbringen mochten. Sie ſprachen gleich haſtig weiter mit einem Feuer, das darthat, wie ſehr ihr ganzes Weſen von dem Gegenſtande ihrer Rede erfüllt war.

Die Frauen waren vorausgeeilt, um den Schwiegereltern Seppi's, denen das Gerücht des Enkels entſetzlichen Raub zugetragen haben mußte, die wiedergefundene Freude in's Haus zu bringen. Vor dem Hauſe ſtanden nun auch die Männer und ſprachen noch angelegentlich mit einander. Die jüngern unter ihnen beſchäftigten ſich indeſſen, den Adler an den rings um den erſten Stock des hölzernen Gebäudes laufenden, hervorſpringenden freien Gang — die Laube genannt — zu befeſtigen, ſo daß er

mit dem Kopfe gegen den Boden und mit ausgebreiteten Flügeln herabhing: ein Siegszeichen für den, der ihn erlegt, ein wunderbares Denkmal für das Kind, dereinst noch in seinem späten Alter. Es wehete eine scharfe Luft das Thal hinab. Sie mußte im Laufe der Nacht schon das erlegte Thier bedeutend trocknen, so daß man morgen um so leichter an die Operation des Ausbalgens gehen konnte.

Von den Männern erfuhr der Junker, daß gegenwärtig keine Franzosen im Thale weilten, daß man aber bedeutende Bewegungen unter ihnen, ein starkes Hin- und Herziehen über den Haken, den Etzel und die Schindeleggi bemerke, über diese Bergpässe, welche die Cantone Schwyz und Zürich mit einander in Verbindung setzten. Die ältern Männer sprachen dann wieder heimlich zu ihm und dem Schützen und als man sich endlich trennte, sagte Vincenz, indem er schon in Begriff stand, das Haus zu betreten, zu einem der ruhigern, der bei ihm zurückgeblieben war:

„Es ist gut! An mir soll es nicht fehlen,

wenn die Flamme vom Mythen in die Nacht aufschlägt, oder ihr Rauch am Tage dunkel zum Himmel emporsteigt; denn ich achte mein Leben nicht höher, als das eines jeden andern, dem die Erinnerung an die Freiheit unserer Völker, das Gefühl für die Ehre und das Recht des Schweizerlandes die Waffen in die Hand gibt. Aber die Uebereilung spielt ein gewagtes Spiel, bei dem Alles verloren gehen kann, selbst die Hoffnung, sich wieder zu erheben. Wir wollen die Sache reiflich berathen und besprechen, wir wollen die Nachrichten der Kundschafter prüfen und erwägen und ist die rechte Zeit wirklich gekommen, täuscht uns nicht ein trügerisches Licht, sondern kündigt die Morgenröthe der Freiheit wahrhaft einen herrlichen Tag an, dann soll das alte Schlachtlied vom Tellen durch Thäler und über Berge jubeln, dann wollen wir auf sie niederstürzen, schlagen, siegen oder sterben! Um Mitternacht das Weitere! Unter dem alten Ahorn am Sihlufer finden wir uns."

Er reichte dem Alten noch einmal die Hand.

Dann ging dieſer weiter ins Thal hinab, während Vincenz und ſein düſterer Gefährte in dem Eingange der Wohnung verſchwanden.

Dreizehntes Kapitel.

Hier wo die alte Treue heimiſch wohnt,
Wo ſich die Falſchheit noch nicht hingefunden,
Da trübt kein Neid die Quelle unſres Glücks,
Und ewig hell entfliehen uns die Stunden.

Als der Junker das große braungetäfelte Zimmer betrat, das zum gewöhnlichen Aufenthalte der Hausgenoſſen diente, fand er dieſe ſämmtlich um das Kind beſchäftigt, dem ſie ihre Liebkoſungen im reichſten Maße ſpendeten. Nur die Mutter, die den Großeltern für einige Augenblicke den geretteten Liebling überlaſſen hatte, bemerkte ſeinen und Walters Eintritt. Der

Schütz schien wieder ganz seiner gewöhnlichen Schwermuth hingegeben, setzte sich still auf die Bank des großen, einen ansehnlichen Theil des Gemaches einnehmenden Ofens, und heftete die niedergeschlagenen Blicke an den Boden. Die Schwester kannte seinen Kummer. Er war in der letzten Zeit einigemale heimlich bei ihr zu Besuch in Egeri gewesen und sie hatte sich beschieden, ihn nicht mehr in seiner traurigen Gemüthsstimmung zu stören, durch Fragen nicht den Schmerz zu vermehren, der an seinem Herzen nagte. Sie trat mit freudeleuchtendem Blicke, mit einem Angesichte, aus dem jetzt die Mutterwonne, die sie empfand, glänzend hervortrat, auf Vincenz zu, bot ihm in ihrer sonstigen muntern Weise die Hand zum Einschlagen und sagte dann, indem sie ihn von den übrigen ab zum Fenster hinzog:

„Wahrhaftig, Junker Vincenz, wenn es einen Lohn gibt für das, was Ihr an meinem Kinde gethan habt, so findet Ihr ihn in der Liebe der Jungfrau Elisabeth! Ich war bei ihr, ich habe sie gesehen und gesprochen. Sie

denkt nur an Euch, sie hat nur einen Wunsch, nämlich den, Euch endlich einmal wieder zu sehen. Ihr dürft nicht zum Seeufer hinab, das weiß sie, denn dort kennt Euch jedermann und die Leute sind nicht so treu und gut schweizerisch gesinnt, wie in den Gebirgen. Aber könnt Ihr nicht hinüber, so will sie herüber! Ja, ja, Junker Vincenz! Sie will zu Euch mit der Jungfrau Luise, freilich nicht hinauf in die Höhlen des Diethelm und zu seinen garstigen Adlernestern, aber wohl in das stille Egerithal, an den ruhigen See, den die grünen Alpen umgeben und an dessen Ufer eine Mutter ihr Kind, ohne Furcht vor einem argen Räuber, in Gras und Blumen niederlegen darf."

„Seppi, du lohnst mir herrlich mit dieser Nachricht!" versetzte, von froher Hoffnung ergriffen, der junge Mann. „Niemand weiß, wie schwer ich die Entbehrung ertragen habe, die mir das Schicksal auferlegt, indem es mich nun schon ein Jahrlang von Elisabeth trennt. Du hast sie gesehen, Seppi, du bist ein Weib, du mußt verstehen, aus den Zügen, aus dem

Benehmen eines andern Weibes ihr Inneres zu beurtheilen. Ich weiß, daß ſie mich liebt mit unnennbarer Treue bis zum Tode. Aber neben der Pein der Trennung, iſt es mein tiefſter Kummer: wie ſie dieſe erträgt, ob ihre Seele nicht tief niedergebeugt iſt, ob ihre Tage nicht traurig hinſchleichen, ſtatt daß ſonſt eine ſtille Freude ihr ganzes Daſeyn durchzog, ein ſeliger Friede, wie er nur in ein ſo ſchönes Herz, als das ihrige iſt, ſich herabneigt. Sage mir, Seppi, ohne Hehl deine Meinung! Wie haſt du Eliſabeth gefunden, wie denkſt du von ihrer Gemüthsſtimmung?"

Die junge Frau ſenkte das Köpfchen, deſſen glänzendes dunkles Haar wieder mit der großen ſilbernen Nadel auf den Scheitel befeſtigt worden war, und entgegnete nach einigem Nachſinnen:

„Die Jungfrau iſt ein wackres Herz und ein ſtarkes Gemüth. Ihre Liebe kann nicht ohne Leiden ſeyn, eben ſo wenig wie die Eurige. Aber ſie trägt und wartet, ſie vertraut und hofft. Fürchtet nichts für ſie, Junker Vincenz!

Unter ihrem ſanften Aeußern, unter der Ruhe, mit der ſie Alles thut, verbirgt ſich eine Feſtigkeit, die nicht ſo leicht umzuſtürzen iſt. Ihr werdet es ſehen, wenn die beſſere Zeit kommt. Dann ſteht Eliſabeth wieder ſo ſtill glücklich da, wie ſie jetzt ſtill unglücklich ſcheint, dann iſt ſie auch ſtark und feſt genug, keine Spur des alten Grames mehr in ihrem Herzen zu dulden."

„Du haſt Recht, Seppi!" ſagte Vincenz, und lächelte durch das kleine Fenſter, vor dem er ſtand, in die Dunkelheit hinaus, als ſehe er dort eine traute, liebe Lichtgeſtalt vorüberſchweben. „Meine Eliſabeth iſt ein ſtarkes Mädchen. Als ich von ihr ging, weinte ſie nicht; ſie reichte mir die Hand und aus ihren Blicken las ich eine Zukunft voll ſtarker Duldung, ruhiger Ergebung und ſicherer Hoffnung auf einſtiges Glück. Am Abende vorher, als ich mit dem Vater verabredet hatte, daß ich zu Aloys Reding gehen wolle, um unter den Hirten gegen die neuen Geßler und Landenberge zu fechten, kam ſie zu mir und geſtand,

daß ſie Alles wiſſe, daß der Vater es ihr mitgetheilt habe, und bat mich, ihretwegen ja nicht zu zögern oder zu fürchten. Seppi, es war rührend und begeiſternd, ſie mit dem milden Tone ihrer Rede, in ihrer ſanften Weiſe von dem alten Ruhme des Vaterlandes, von der Pflicht gegen dieſes, vom heiligen Opfer des Blutes und des Lebens für Heimath und Freiheit ſprechen zu hören! Tauſendmal in der Einſamkeit oben auf den Bergen, in der Stille meiner Höhlenwohnung, haben mir dieſe Worte wiedergeklungen! Eliſabeth fühlt noch, wie ſie damals gefühlt hat: ſie iſt treu in der Liebe zum Vaterlande, ſtark, durch dieſe zu tragen und zu dulden um meinetwillen!"

„Niemand kann beſſer ſchweizeriſch geſinnt ſeyn am ganzen Seeufer, als ſie und etwa der alte Herr;" ſprach eifrig Seppi. „Jungfrau Luiſe meint es auch gut, aber ihr Herz hängt an Junker Lothar, und wo das Herz hin will, da drängt auch das übrige nach, wenn ſchon der Wille gut iſt und die beſſere Einſicht den rechten Weg zeigt. Aber eine gute Freun-

din habt Ihr doch an ihr, und für die Jungfrau Elisabeth ließe sie ihr Leben! Die Leute im Hause erzählen Manches, was sie erlauscht und erlauert haben, und da wollen sie denn auch wissen, daß ein Junker aus Zürich, der oft zum Besuche dort ist, gar eifrig den Artigen um Euere Liebste mache, und daß Tante Brigitte ihren Kopf darauf setze, den Junker und ihre Nicht' als Eheleute zusammenzubringen."

„Landolin?" fiel rasch und erstaunt Vincenz ein.

„So nennt er sich;" fuhr die junge Frau fort. „Er soll immer gar zierlich gekleidet gehen, nach allerlei wunderlichen Salben duften, und Worte im Munde führen, so süß wie Honig. Die Tante hat ihn gern wie ihren Augapfel, denn er bringt ihrem Mopse immer süßes Backwerk mit und thut zärtlich gegen sie, als wäre er blind, und wüßte nicht, wie lange es schon her ist, daß ihr Geburtstag im Kalender steht. Das eben gefällt ihr, und sie redet ihm immer zu Gunsten bei Jungfrau Eli-

ſabeth und bedrängt das arme Kind auf allerlei Weiſe, daß ſie verliebt ſoll werden in den ſüßen Junker. Dann aber nimmt ſich Jungfrau Luiſe, der die Zunge wohl gelöſt iſt, wacker der geduldigen Freundin an und bringt die Tante zum Schweigen. Sie weiß auch den zudringlichen Junker gar wohl abzuführen, und Euere Liebſte hat dann auf einige Zeit Ruhe, weil die Tante den alten Herrn fürchtet, der auch den ſüßen Junker nicht leiden kann und ihn für einen ſchlechten Schweizermann hält."

„Er irrt nicht," ſagte leichthin Vincenz. „Landolin neigt immer nach der Seite, die ihm Vortheil bringen kann, und jetzt ſcheint freilich die Wagſchale mit dem Freiheitsbaume und der rothen Mütze tief zu ſinken, während jene mit dem Ruhme der Vorfahren, mit der Freiheit, die wir in unſern Thälern und auf unſern Bergen lieben, hochauf und ſchwankend in die Luft ſchnellt. Fliegt einſt jene Wagſchale in die Höhe, ſo denkt der edle Vetter ſich mit einem raſchen Sprunge auf die unſrige zu helfen, und ſo meint er, es müſſe ihm immer

gut gehn und noch etwas Rechtes aus ihm werden im Staate. Elisabeths Schönheit, ihre Tugend, ihre Sanftmuth, sind Dinge, die ihn nicht reizen, denn er kann nichts lieben, als seine eigene Person, und irgend eine eigennützige Absicht, die ich nicht errathe, muß ihm den Besitz des Mädchens wünschenswerth machen. Die Tante war mir nie gewogen, ebensowenig wie dem Lothar. Mit Landolin beschäftigte sie sich gern, schon als er noch ein Knabe war, denn damals bereits wußte er, ihren Ansprüchen auf eine gefällige Weise entgegen zu kommen. Mag sie ihn begünstigen, mag Landolin seine Bewerbungen fortsetzen! Meiner Elisabeth bin ich gewiß."

Die Theilnahme der Frauen an dem geretteten Kinde, um welches sie im Hintergrunde des Zimmers versammelt waren, schien sich jetzt zu vermindern. Einzelne von ihnen traten in die Mitte des Gemaches und horchten neugierig hin, was wohl Seppi Flüeli mit dem schönen jungen Manne, der so etwas Vornehmes in seinem ganzen Wesen trug, zu verhandeln

haben möge. Seppi zog ihn näher an's Fenster und flüsterte leiser:

„Ich muß Euch doch noch sagen, wie es mit der Reise nach Egeri ist und wie sie sich begeben kann. Eueres Vaters alte Gegner in Zürich tragen noch immer keine bessere Gesinnungen gegen ihn im Herzen, als früherhin. Sie plagen und necken ihn, wie sie wissen und können. Liegt in der ganzen Nachbarschaft kein Mann von dem welschen Volke im Quartier, so schicken sie doch ihm das Haus voll, weil sie hoffen, er möge in Streit mit ihnen gerathen, seine gut-vaterländische Gesinnung in der Hitze an den Tag legen, und deshalb in große Ungelegenheit kommen. Nun will der alte Herr selbst nach Zürich, sich beklagen und mit seinen Freunden dazu thun, daß ihm gleiches Recht wird mit den Nachbarn am See. Tante Brigitte mag indessen um keinen Preis im Hause bleiben, denn sie fürchtet sich vor den fremden Soldaten, deren Sprache sie nicht versteht, und die doch vor dem alten Herrn einen großen Respekt haben. Dann zieht es sie auch nach

Zürich zu ihrem süßen Junker. Trotz ihrer Einwendungen und Gegenreden haben nun die Mädchen, die in keinem Falle allein zurück bleiben konnten, von Herrn Waßmer die Erlaubniß erhalten, während seiner Abwesenheit bei uns in Egeri zu wohnen, wo es jetzt gar still und friedlich hergeht. Da stehn sie unter dem Schutze meines Uli, und bald kommt noch jemand, dem wohl Jungfrau Elisabeth auch ihre Sicherheit anvertrauen kann. Uli wollte heut über die Schindeleggi hinüber an den See, um, wenn Alles bei der Abrede geblieben ist, die beiden Jungfrauen in's Egerithal abzuholen. Ich habe mich gestern in der Frühe schon mit dem Kinde auf den Weg gemacht hieher in's Sihlthal, bin zur Nacht bei einer Base in Maria Einsiedeln geblieben und heute Morgen mit Sonnen-Aufgang zu den Schwiegern gewandert. Morgen gehe ich wieder nach Egeri hinab, damit die Frau im Hause nicht fehlt, wenn die lieben Gäste kommen. Ihr aber müßt übermorgen Abend Euch zum Rothenthurm begeben, wo Ihr einen vertrauten Boten finden sollt,

der Euch sagt, ob Euer Glücksstern am Egerisee leuchtet, ob dort zwei Augen nach dem Moorgarten hinblicken und nach einem Junker spähen, der mit raschen muntern Schritten den Weg vom Rothenthurm herabkommen soll. Fehlt nur nicht, Junker! Vergeßt die Zeit nicht über der Freude und Hoffnung: übermorgen Abend im Rothenthurm!"

Nach diesen Worten, die sie in einem schalkhaften und neckenden Tone ausgesprochen hatte, wandte sie sich zu den Frauen und von diesen zu ihrem Kinde. Der Gedanke, die Geliebte nach langer Trennung wiederzusehen, mit ihr schöne Stunden, vielleicht Tage eines ruhigen Glückes zu verleben, würde Vincenz mit Entzücken erfüllt haben, wenn er ihn in seiner ganzen Reinheit, ungestört und sicher, in seine Seele hätte aufnehmen können. So aber regte sich geheimnißvoll und ahnungsschwer eine Besorgniß in seinem Innern, daß diese Ruhe, die jetzt auf dem schönen Egerithale lag, nur eine scheinbare sey, daß der Aufenthalt der beiden Mädchen dort durch Stürme des Kriegs und

des Aufruhrs, die der Augenblick hervorzurufen vermochte, gefährdet werden und er mit allem Muthe, mit allem Beistande seiner Freunde vielleicht den Schmerz haben müßte, Elisabeth und ihre Freundin von den Unannehmlichkeiten, die ein solches Verhältniß mit sich führte, betroffen zu sehn. Er kannte die Stimmung der Hirten im Thale von Einsiedeln, in Schwyz, in Egeri selbst. Er wußte, daß sie die im Innern kochende Wuth gegen ihre Bedränger nur mit Gewalt zurückzuhalten vermochten, daß diese aber in jedem Augenblicke ausbrechen konnte, früher als es die Klugheit gebot, zu ihrem eigenen Nachtheile. Gab die Versammlung, zu der er heute um Mitternacht berufen worden war, enthielten die Reden der Männer, die sie geheimnißvoll an ihn gerichtet, nicht vollwichtige Gründe zu dieser Besorgniß? So wurde die Freude, mit der ihn in einer andern Zeit die Hoffnung des Wiedersehens erfüllt haben würde, häßlich getrübt, so bemächtigte sich eine Unruhe, die den muthigen Mann, nur wenn es das Schicksal des geliebten Mädchens galt, ergreifen konnte, seiner Seele.

Er wurde bald den verschiedenartigen Empfindungen, die sein Gemüth bewegten, entrissen. Die Frauen aus dem Thale verließen das Haus und, während Seppi ihr Kind zur Ruhe brachte, traten dessen Großeltern zu ihm und brachten nun auch dem Retter des Enkels ihren Dank dar. Die Worte, in welchen die frommen Leute diesen aussprachen, glichen einem Gebete, wie sie es an ihren Schutzheiligen zu richten pflegten. Sie konnten sich nicht überzeugen, daß die Sache sich auf natürlichem Wege begeben habe, sie blieben bei der Behauptung, ein Engel oder die heilige Mutter Gottes selbst, müsse dem jungen Manne erschienen seyn, ihn zu dem Adlerneste geleitet haben und er wolle nur aus Bescheidenheit nicht gestehen, daß ihm eine so hohe Gnade zu Theil geworden sey. Sie waren nach Einsiedeln eingepfarrt, sie verehrten die Wunder, die dort seit Jahrhunderten geschehen waren, sie glaubten nicht anders, als alles Hülfreiche und Gute, was vom Himmel kommt, sey ein Wunder.

„Die heilige Maria ist ausgezogen aus

ihrem Hauſe, das Blut und Brand befleckt haben;“ ſagte andächtig der Greis, der des Junkers Rechte gefaßt hielt, „aber ſie hat deshalb ihren Schutz nicht von denen genommen, unter welchen ſie lange friedlich und Glück verbreitend verweilte. Sie ſieht vom Himmel herab auf ihre Noth und Bedrängniß und kommt und hilft im rechten Augenblicke. Sie hat die Noth des armen Kindes erkannt, ſie hat dich herbeigerufen, ſie hat durch dich den Geyer zerſchmettert und in die Tiefe geſtürzt, ſie hat dir freundlich das Kind in den Arm gelegt und dich erwählt, es ſeiner Mutter und uns zurückzubringen. Sage mir nichts dagegen, junger Mann! Das Alter hat mehr Erfahrung, als die Jugend, und in einem langen Leben, in vielfachen Widerwärtigkeiten habe ich es erfahren, daß alles Gute, jede Hülfe in der Noth, von der lieben Mutter Gottes kommt.“

Vincenz fühlte ſich nicht berufen, dem frommen Alten zu widerſprechen. Ihm ſchien der Verſuch, den Greis in einem Glauben wankend zu machen, der ihn beglückend durch das

Leben begleitet hatte und ihn sanft und beseligend über den Tod hinausführen würde, nicht thörigt allein, sondern auch sündlich. Von Neuem überzeugte er sich aber von dem großen Einfluße, den Religion und Priestermacht auf die Hirten den katholischen Cantone übten, von jener gänzlichen Hingebung des Landmannes in den Willen der Geistlichen, die ihn zu kühner Todesverachtung zu fanatisiren vermochten. Der Alte hatte seine Rede fortgesetzt, sprach wiederum von der Zerstörung der Heiligthümer in Einsiedeln, von der Güte und Langmuth der heiligen Jungfrau, die ihrer Spötter und Lästerer noch schone, endlich aber doch strafende und rächende Blitze senden werde zur Reinigung ihrer heiligen Stätte.

„Glaube mir, junger Mann," fügte er in einem prophetischen, seine volle Ueberzeugung aussprechenden Tone fort, „der Geyer ist nicht umsonst niedergeschleudert worden von dem Gipfel des Diethelm! Das ist ein Zeichen, eine Vorbedeutung, die uns die Himmelskönigin gibt. Wie verderbliche Geyer haben sich die Fremden

in unſern Bergen angeſiedelt und ſpähen ringsum nach unſerm Eigenthume, daß ſie es rauben und als ihre Beute mit fortſchleppen. Aber wie jener Geyer getroffen und vernichtet iſt worden durch ihre Himmelsmacht, ſo wird auch das fremde Raubthier vor ihr niederfallen und verderben.“

Man ſetzte ſich zum Abendeſſen nieder, das aus den gewöhnlichen einfachen Nahrungsmitteln der Gebirgsbewohner beſtand. Ein Napf mit Zieger, der künſtlich zu einer hohen Piramide angehäuft war, friſche Nidli, dem Gaſte zu Ehren dargebracht, und der Ueberreſt eines Käſes, der an dem Hochzeitstage des Paares vor vierzig Jahren gemacht worden war, der ſeines Alters wegen für einen beſondern Leckerbiſſen galt und nur bei feſtlichen Gelegenheiten angeſchnitten wurde, waren die Gerichte, die der Appetit der Gemsjäger, durch lange Entbehrung, durch die ſcharfe Bergluft gereizt und erregt, keinesweges verſchmähte. Seppi Flüeli hatte ihre alte frohe Laune wieder gewonnen und brachte manche Erinnerung aus

der luſtigen Kinderzeit zur Sprache, die ſelbſt auf dem ſchwermüthigen Angeſichte ihres Bruders ein Lächeln hervorlockte. Wie viele Freuden waren in jenen Tagen nicht von ihr, Vincenz und Walter gemeinſchaftlich genoſſen worden, wie oft hatten ſie ſich nicht zu einem muthwilligen, ſchalkhaften Streiche vereinigt, deſſen Gedächtniß jetzt die kleine Tiſchgeſellſchaft erfreute und erheiterte! Vincenz begann das Unternehmen Eliſabeths und Luiſens aus einem heitern Geſichtspunkte anzuſehn, Seppi's unbefangener, fröhlicher Sinn wirkte anſteckend auf ihn und bald drängte er die letzte Beſorgniß, die noch wie ein trüber Nebel vor der ſchönen Ausſicht auf die Zuſammenkunft im Egerithale ſchwebte, in den Hintergrund ſeiner Seele zurück.

Die alten Leute begaben ſich frühe zur Ruhe und Seppi flüſterte, als ſie dem Junker die Hand zum Abſchiede reichte, ihm noch einmal zu, des übermorgenden Abends und des Rothenthurmes nicht zu vergeſſen. Der Greis kehrte, als er ſich ſchon unter der Thüre des

Zimmers befand, noch einmal zurück, sah die beiden Männer ernsthaft an und ermahnte sie, jetzt noch ein Paar Stunden dem Schlafe zu widmen, den sie wohl für den übrigen Theil der Nacht entbehren würden. Er schien in das Geheimniß der Zusammenkunft unter dem alten Ahorn eingeweiht, ein muthiges Feuer glänzte aus seinen Blicken, das dem Junker sagte, auch er würde nicht zurückbleiben, wenn nicht die Schwäche des Alters seine Liebe zum Vaterlande auf bloße Wünsche beschränke.

Der junge Mann fand bald den Schlaf, den im Falle des Bedürfnisses seine kräftige Natur nicht leicht zurückwieß. Walter Brenni hatte wieder seine alte Stelle auf der Ofenbank eingenommen. Nur ein leichter Schlummer deckte in öftern Unterbrechungen seine Augenlieder, aber dieser gewährte ihm keine Erquikkung, denn die Träume, die immer mit ihm kamen, waren beunruhigend und mahnten an eine traurige Vergangenheit.

Vierzehntes Kapitel.

Was Ihr auch Schweres mögt zu leiden haben
Von Eurer Vögte Geiz und Uebermuth,
Tragt's in Geduld! Es kann sich ändern —

Tiefer hinab im Sihlthale, nicht weit von dem Ufer des rauschenden Stromes, befand sich ein freier Raum, den vielleicht vor länger, als einem Jahrhunderte schon, Zufall oder Absicht in den sonst dicht gewachsenen Föhrenwald eingeschoben hatte. Von diesem wurde er an der einen Seite, von einem halbkreisförmigen Felsenvorsprunge an der andern begränzt. Nur wenige Schritte durch die Waldung hatte man bis zum Ufer der Sihl, das hier sich steil in die Tiefe hinabstürzte, während es jenseits sich verflachte und, bei der noch geringen Breite des Waldstromes, einem kühnen und kräftigen Manne die Möglichkeit, jenen zu überspringen,

darbot. Am Fuße des Felsens, dessen wir oben gedachten, erhob sich ein Ahorn, dessen Alter die im Thale herrschende Sage in die Zeit des Ursprungs der Schweizerfreiheit zurückversetzen wollte, von dem sie sogar behauptete, der Tell habe, als er am Achsenberge dem Schiffe des Vogtes entsprungen und durch das Muotta- und Sihlthal über Steinen und Immensee in die hohle Gasse geeilt sey, unter ihm Ruhe und Erholung gefunden. Wir überlassen es der Einsicht des Lesers, die Wahrscheinlichkeit dieser Sage zu prüfen, obschon wir selbst aufrichtig gestehen wollen, daß sie uns aus vielen Gründen, namentlich des großen Umweges halber, den Tell dem Ahorn zu Gefallen hätte machen müssen, höchst zweifelhaft dünkt.

Genug! an dieser, durch den Glauben geheiligten, Stelle wollten die Hirten aus dem Thale und andere Männer aus Einsiedeln und Schwyz um Mitternacht zusammentreten und des Landes Noth besprechen. Die meisten unter ihnen mochten sich nicht länger verstellen, nicht länger mit Rache und Groll im Herzen den

Zwang und die Mißhandlungen der Fremden dulden. Sie hatten schon Schweres ertragen, sie meinten, dem Schlimmsten entgegenzusehn, wenn sie sich länger still und thatenlos verhielten. Wie manche von ihnen mußten nicht schon still knirschende Zeugen seyn, wenn die übermüthigen Republikaner ihre Weiber und Kinder thätlich mißhandelten, ihren Viehstand, den Reichthum des Hirten, vernichteten, die verehrten Heiligenbilder im frechen Hohne zerrissen und befleckten und, den Hausvater selbst zu ihrem Diener entwürdigend, die Herrn im Hause spielten! Die Rache saß tief, aber gährend in dem starken Herzen. Sie wollte überschäumen, kein Damm schien ihr mehr widerstehn zu können. Was Herrliches von den Thaten der Vorfahren in Urkunden und Berichten den Söhnen des Schweizerlandes überkommen war, das flammte in allen Gemüthern hoch auf, wie ein Signal von der Hochwacht, zu Kampf und Sieg, das sollte nun sich noch einmal begeben und wiederum den Namen der Schweizerkämpfer, die dem bisher noch von niemand bezwungenen Feind ob-

gesiegt, mit Ehre und Ruhm bedecken für andere, spätere Zeiten. Hatte es ein Gedächtniß gegeben für die Tell, die Stauffacher, Melchthal und Winkelried, warum sollte es nicht auch denen werden, die jetzt das Land von einer schlimmern Zwingherrschaft, als die damalige — schlimmer weil sie die gegenwärtige, tief empfundene war — befreien würden? Wer den Schweizer Landmann kennt und weiß, wie sehr er in dem Ruhme seiner Vorfahren lebt, wie ihm ein solches Gedächtniß als etwas Großes und Herrliches erscheint, der sieht leicht ein, daß eben aus jener Zeit die mächtigste Triebfeder zu den Thaten des Muthes und der Kühnheit herüberreichte, die selbst im Unterliegen die Ueberwinder mit Bewunderung erfüllten.

Als Vincenz und sein schweigsamer Gefährte kurz vor Mitternacht an dem Orte der Versammlung anlangten, fanden sie erst wenige Männer dort. Man hatte an den Stamm des Ahorn einige brennenden Kienfackeln befestigt, die ein schauriges Licht auf die düstere Umgebung verbreiteten. Vor dem Ahorn war ein

kleiner, von Erde aufgeworfener Hügel angebracht, fast in der Gestalt eines Altares. Der Schütz ging, ohne jemand zu begrüßen, zu einem Vorsprunge des Felsens und lehnte sich an diesen. Er und der Junker waren unbewaffnet, wie die übrigen Männer. Man hatte das so verabredet, um dadurch anzudeuten, daß man den Krieg nicht in die Heimath zu rufen, daß man ihm nur vertheidigend entgegenzutreten gesonnen sey. Vincenz war ganz Herr seiner Gemüthsstimmung. Bei dem Ernste und der Ruhe, die ihn beseelten, entging es ihm nicht, daß die Szene, die ihn umgab, von den Kienfackeln schwach beleuchtet, einen wunderlichen Anblick bot. Auf den Spitzen der Föhrenäste schwamm und schwebte ein milder Schimmer, während in dem Innern des Gezweiges tiefe Dunkelheit herrschte, dann wieder stufte sich das Licht in verschiedenen Schattirungen auf die den Abhang des Berges hinabsteigende Waldung ab, grub sich tief und dämmerig verschwindend in die Gänge, welche die Baumreihen bildeten, und brachte, indem die höhere Zweige vom

Winde bewegt wurden, wiederum ein anderes seltsam anzuschauendes Spiel hervor. Einen ganz eigenen Anblick gewährte der Glimmer des Felsens und das Moos, das sich an diesem emporrankte. In jenem vervielfältigte sich das Licht der Flamme in unzählichen Spiegelbildern und während es über das Grün des Mooses hinstrich, warf es dessen Saphirschimmer in den Glanz des Gesteins. Die Stille, die über dem Orte waltete und die nur durch das leise herübertönende Rauschen der Sihl bedeutungsvoller, aber nicht gestört wurde, vermehrte den schaurigen Reiz der nächtlichen Szene. Der junge Mann fühlte sich von dieser in einem Grade angesprochen, der ihn die Vermehrung der Versammlung nicht eher bemerken ließ, bis eben jener wohlthuenden Stille durch die lauten Reden der Anwesenden ein Ziel gesetzt wurde. Bald sah er sich nun auch von vielen der Neuangekommenen begrüßt und angeredet. Die Köpfe der meisten waren erhitzt und Vincenz sah wohl ein, daß hier auf eine vernünftige Berathung, auf eine zweckmäßige Ueberlegung wenig

zu rechnen sey. Man sprach auf ihn ein, ohne seine Antwort zu erwarten; jeder schien überzeugt, daß seine Meinung die beste sey und zugleich völlig entschlossen, sie keiner andern aufzuopfern. Auch um Walter hatte sich ein dichter Haufe gedrängt, er aber blieb schweigend und unbeweglich in seiner Stellung, an den Felsen gelehnt, und lächelte nur manchmal bitter in sich hinein, wenn einer der Sprechenden seinem Franzosenhaße ohne alle Mäßigung Luft machte.

Diesem Treiben, das zuletzt in einen wüsten Lärm ausartete, machte die Erscheinung einiger neuen Ankömmlinge ein plötzliches Ende. An ihrer Spitze befand sich ein Klostergeistlicher, der, von einem Knaben begleitet, zu der altarähnlichen Erhöhung vortrat. Ein Blick auf ihn belehrte den Schützen, daß es Pater Cyprian, sein alter Freund aus Kloster Einsiedeln, sey. Sein Gesicht trug Spuren eines tiefen Kummers und auf seiner Stirn, die sonst Milde und Sanftmuth zeigte, stand jetzt eine Wolke des Unmuthes und, insofern dieser hier seinen Sitz aufschlagen konnte, des Zorns.

Ringsum herrschte eine erwartungsvolle Stille. Vincenz stand im Schatten eines Baumes, so daß er recht wohl Alles überblicken konnte, was sich begab, ohne seine eigene Person besonders zur Schau zu stellen. Er hatte sich vorgenommen, mehr ein Zeuge der ganzen Verhandlung zu bleiben, als selbst thätig daran Theil zu nehmen, wenn nicht etwa die Sache, der sein Blut und Leben gewidmet waren, eine Einmischung von seiner Seite nothwendig machen möchte. Das Aeußere des Geistlichen beunruhigte ihn. Er kannte den Pater Cyprian, er wußte, daß er sonst ein Mann von gemäßigten Grundsätzen und einem sanften, ruhigen Character sey. Um so mehr fiel ihm die Veränderung auf, die er heute in seinem Wesen bemerkte und die auf nichts Gutes zu deuten schien. Entweder hatte er gemessene Befehle von seinen Obern, auf entscheidende Schritte zu dringen, und seine eigene Ansicht stand mit diesem Auftrage im Widerspruche, oder seine Langmuth war nun auch erschöpft und er hatte selbst erkannt, daß die Flamme auflodern und

ihren blutigen Wiederschein auf Berge und Thäler werfen müsse.

Während Vincenz, ohne zu einem bestimmten Resultate zu gelangen, diese Betrachtungen anstellte, hatten die Begleiter des Geistlichen die heiligen Meßgefäße, die sie unter ihren Kleidern verborgen trugen, hervorgenommen und vor dem Pater niedergestellt. Jetzt begann unter freiem Himmel die heilige Handlung, zu der die Hirten schon seit lange nicht mehr ins Kloster wallfahrten durften. Die mitternächtliche Stunde, der Glanz der Sterne vom dunkeln Himmel herab, die Stille der Nacht, in welcher jedes Wort des Geistlichen sonor und verständlich wiederklang, das wunderbar schauerige Licht, das über der Szene schwebte, gaben ihr etwas ungemein Erhabenes, Herzergreifendes. Alle knieeten nieder, nur Vincenz nicht, der an seiner dunkeln Stelle die Macht des Augenblickes vielleicht tiefer empfand, als viele andere, aber sich nicht veranlaßt fühlte, ihr das Knie zu beugen.

Die Messe war vorüber. Die heiligen Ge-

fäße hatte man wieder ſtill verborgen und Alle erhoben ſich, die Blicke in großer Spannung auf den Pater Cyprian gerichtet, der mit der Gebehrde eines Betenden zum Himmel ſah und Kraft für das, was ihm in dieſem Augenblicke zu ſagen oblag, zu erflehen ſchien. Er hatte ſich geſammelt. Er begann mit ſanfter, bebender Stimme, die Tage des Leidens zu ſchildern, welche mit der Erſcheinung der fremden Kriegsvölker in das alte, ruhige Schweizerland gekommen, wie dieſe keiner Verträge geachtet, das eigene Wort nur gegeben hätten, um es zu brechen. Er ſprach von den Heldenthaten der Schweizermänner am Rothenthurm und im Moorgarten, er rief einzelne der anweſenden Mämer, die dort gefochten, als Zeugen auf, daß er die Wahrheit rede. Dann gedachte er des Unglückes von Unterwalden und ſchilderte ſeine entſetzlichen Einzelnheiten mit grellen Farben. Vincenz glaubte zu bemerken, daß Pater Cyprian ſich ſorglich auf dieſe Rede vorbereitet habe, daß ſie ihm vielleicht größtentheils vorgeſchrieben worden ſey, denn ſie ſchien dem

jungen Manne zu sehr auf den Eindruck berechnet, den man beabsichtigte, als daß er sie für den freien Erguß des Augenblickes halten konnte. Als der Geistliche von dem Verderben Unterwaldens sprach, suchte sein Auge einen Mann, den er auch hier als Zeugen aufrufen könne. Da fand es die dunkle riesige Gestalt des Schützen von Stanzstaad, da nannte er den Namen Walter Brenni und Aller Blicke folgten dem seinigen nach dem stillen Manne hin, der düster an der Felsenwand lehnte. Ein bitteres Lächeln schwebte in seinen bleichen, tief gefurchten Zügen. Die, welche ihm nahe standen, sahen ihn, als sein Name genannt wurde, zusammenzucken und glaubten einen Laut zu vernehmen, der ihnen halb wie ein aus tiefer Brust hervorgepreßter Seufzer, halb wie ein leise, wehemüthig und unverständlich ausgesprochener Name klang. Er dachte an Cleveli Hergi. Ihr Name war, ihm selbst unbewußt, über seine Lippen gegangen.

Pater Cyprian fuhr in seiner Rede fort. Er kam nun auf die Noth, die Bedrängnisse

und Mißhandlungen zu ſprechen, die ſie, die Väter des alten heiligen Wallfahrtortes Einſiedeln, ſelbſt erduldet hatten. Seine Stimme wurde ſanfter. Er ſprach im Tone der Wehmuth, in der Weiſe eines Martyrers, der für ſeinen Glauben Alles ergebungsvoll erträgt, was das Schickſal über ihn verhängt. Aber dieſe ſanfte Trauer, dieſe ruhige Selbſtaufopferung brachten einen tiefern Eindruck hervor, als früher die leidenſchaftliche Schilderung der Kämpfe und der Verwüſtung. Mehrern von den Männern ſtiegen Thränen in die Augen, einige knirſchten ergrimmt mit den Zähnen, wieder andere ergriffen ſich ſchweigend bei den Händen und warfen ſich bedeutungsvolle Blicke zu, als gelobten ſie einander, am Tage der Rache nicht ſäumig, nicht ſchonend, nicht milde zu ſeyn, ſondern vollwichtig zu vergelten. Jetzt erhob ſich die Stimme des Paters mächtiger, bald wurde ſie ergreifend und begeiſternd, als er von der Schändung des Heiligthumes ſelbſt ſprach, von der Entweihung des heiligen Brunnens, an dem Chriſtus, von langer Wandrung erſchöpft,

einſt ſelbſt getrunken, von der Verwüſtung der Capelle, in welcher die heilige Jungfrau Maria unzählige Wunder gethan, aus der kein Vertrauender, ohne Erhörung ſeines Gebetes, den Fuß heimwärts geſetzt habe.

„Sie ruft Euch, als ihre Kinder, die ſie alle gleich treu und zärtlich liebt;“ ſchloß Cyprian, der ſich in ein ihm ſonſt ungewöhnliches Feuer hineingeſprochen hatte, ſeine Rede: „ſie, die Euere Noth immer gelindert, die Balſam Euern Wunden, Troſt Euerm Grame brachte, ruft Euch nun in ihrer Noth, ſpricht Euch an um Balſam in ihrer ſchmählichen Verletzung, um Troſt in ihrer Verbannung. Wähnet aber deshalb nicht, die Himmelskönigin ſey machtlos geworden und vermöge nicht, durch einen Wink ihrer Hand, durch einen Hauch ihres Mundes ihre Feinde und die Bedränger der heiligen Kirche zu zerſtreuen, wie Spreu vor dem Winde zerſtiebt, zu vernichten, wie Holz in der Flamme Gluth zu Aſche zerfällt! Die Zeit der Prüfung iſt gekommen und die heilige Maria will diejenigen erkennen, die ſie ſchützte

und liebte. Da hüte ſich jeder, daß er nicht läßig erſcheine in ihrem Dienſte, daß ihm irdiſche Güter nicht höher dünken, als die, welche ſie im ewig blühenden Himmelsgarten ihren Kindern aufbewahrt! Die Zeit iſt gekommen, wo nicht länger der Arm ruhig, das Gewehr ungebraucht, das Schwerdt in ſeiner Scheide bleiben ſoll. Da trete jeder kühn hervor zum Streite für die Mutter Gottes, da gebe er freudiglich Blut und Leben hin; denn — ſchließt ſich ſein Auge der Welt des Staubes, ſo ſieht er im nämlichen Augenblicke das Himmelreich offen und die heilige Jungfrau die Arme gegen ihn hinbreiten, um ihn zu lieben und aufzunehmen als ihr theuerſtes Kind. Gehet hin ihr Männer, als Streiter der Himmelskönigin! Leget an die Waffen, ihr zum Ruhme und Schutze! Nehmet hin den Segen, den ich Euch ertheile zum freudigen Siegesgange: per Mariam, sanctissimam Virginem!“

Als der Pater geendigt hatte, trat eine allgemeine Stille von einigen Augenblicken ein. Dann brachen die Empfindungen, die bis jetzt

in den Gemüthern der Anwesenden gewaltsam gefesselt worden waren, in den wildesten Sturm aus. Einige von ihnen ergossen sich in gräßliche Verwünschungen und Flüche gegen die Franzosen, andere murmelten Gebete zu der heiligen Jungfrau, in denen sie Gelübde leisteten, die ebensowohl von ihrer tiefgewurzelten Rachsucht, wie von ihrem Fanatismus Zeugniß gaben und dem Geiste eines christlichen Gebetes völlig fremd waren, die meisten riefen nach Waffen, um gleich auf der Stelle gegen das Kloster aufzubrechen und es von der Gegenwart der Feinde, die es entweihten, zu reinigen. Dazwischen stimmten einige Männer aus Schwyz mit kräftiger Kehle ein schweizerisches Freiheitslied an:

„Der Drache ward erschlagen
Durch Struth von Winkelried;
Das war in alten Tagen,
Das ist ein altes Lied.

Der Drache ist gekommen
Auf's Neu in's Schweizerland,
Drum haben wir genommen
Gewehr und Schwerdt zur Haud.

Wir ſchlagen auch den Drachen,
Wie Struth von Winkelried;
Nie wird er mehr erwachen:
Das giebt ein neues Lied.“

Lange dauerte das Getöſe, das nutzloſe und verworrene Durcheinanderſchreien. Nur zwei Männer ſtanden ruhig, ohne Theil an dieſem wilden Treiben zu nehmen: Vincenz Waßmer und der Schütz von Stanzſtaad. Endlich mäßigte ſich auf die wiederholte Ermahnung des Geiſtlichen, auf ſein Verlangen, ihm ferner Gehör zu leihen, der tobende Lärm. Es bildeten ſich mehrere Gruppen der Gleichgeſinnten, es wurden noch einzelne heftige Aeußerungen vernommen, aber im Allgemeinen ſchien man doch geſtimmt, die weitern Mittheilungen, welche den Gegenſtand der Berathung betrafen, aufmerkſam anzuhören. Neben dem Geiſtlichen erſchienen jetzt einige Männer, die der Reihe nach den Erfolg ihrer Sendungen in die verſchiedenen Gegenden des Schweizerlandes berichteten. Was ſie beibrachten, beruhete meiſt auf leeren Gerüchten, die jedoch die Hoffnung, der Wunſch

der Rache und Befreiung gern zur Gewißheit erhoben. Die Oesterreicher sollten aus Tyrol wieder in Rhätien vorgedrungen seyn, die Bündner mit ihnen vereinigt siegreich kämpfen, die Russen, unter des alten Löwen Suwarow Anführung schon die Alpenkette, die das Schweizerland von Italien trennt, beschritten haben. Von den Gebirgen Savoyens bis zu der Grenze von Tyrol stand, wenn man ihren Worten trauen konnte, Alles in Aufruhr. Diese Nachrichten erfüllten die Anwesenden mit wilder Freude. Sie lachten, sie jauchzten, sie umarmten sich, sie träumten von der nahen Zeit der Freiheit, des wiederkehrenden friedlichen Glücks. Da trat neben Pater Cyprian noch ein kleiner, beweglicher Mann hervor, in dessen buntem, auffallendem Aeußern, in dessen wunderlicher Lebendigkeit wir den ehemaligen Comödiantendirector Gabriel Bendel wiedererkennen. Als seine feine, schneidende Stimme ertönte, trat Vincenz, dem er als ein besonders brauchbarer und kluger Kundschafter bekannt war, mit vermehrter Aufmerksamkeit näher.

Gabriel ſprach declamirend und in einer Weiſe, wie ſie die verſammelten Hirten gern hörten, zu dieſen.

„Im Beinhauſe zu Murten,“ ſagte er, „bleichen die Gebeine der erſchlagenen Burgunden; auf den Feldern bei Stockach in Schwaben könnt ihr die Leichen von vielen tauſend Franzoſen mit dem Beſen zuſammenkehren. Der wackre Erzherzog, aus ſchweizeriſchem Stamme, ein Habsburger vom Wülpelsberge, hat unter ihnen aufgeräumt, daß es licht in ihren Reihen ausſieht, wie in einem Siebe. Geht nur hin und ſeht ſelbſt, wenn Ihr es einem Manne nicht glaubt, der am Schlachttage dort war und den edlen Habsburger im Glanze ſeines Ruhmes erblickt hat. Vivat das Haus Habsburg! Es iſt ein ſchweizeriſches Haus und alle ſchweizeriſchen Häuſer ſollen leben!“

Jubelnd ſtimmte die Verſammlung ein. Man rief dem Komödianten, der mit dem erhaltenen Beifalle ſehr zufrieden ſchien, Lob und Ermunterung zu, man bewieß ihm, als er den Mund zur Fortſetzung ſeines Berichts

öffnete, dieselbe Aufmerksamkeit, wie früher dem Pater.

„Wer den Franzosen abstreitet, daß sie gut laufen können, der kennt sie nicht;" fuhr er fort, während ein allgemeines Gelächter diese wohlberechnete Aeußerung begleitete. „Sie sind dem edlen Habsburger davon gelaufen über den Rhein bis Zürich und ich glaube, sie laufen weiter und immer weiter, aus dem Lande hinaus, wenn niemand der großen Eil, die sie haben, Einhalt thut. Glaubt mir, Freunde und Brüder, auf dem Wege von Stockach nach Zürich stehn Schuhe und Stiefeln im niedrigen Preise, denn alle Wiesen und Straßen handeln mit denen, welche die Franzosen in der Eil verloren haben! Die schwäbischen Bauern sammeln ein auf Jahre hinaus, die Schuhmacher verkaufen ihr Werkzeug und sinnen auf andern Erwerb. Es ist rein aus mit der Franzosenherrschaft. Die Freiheitsmütze schwimmt in der Pfütze, der Freiheitsbaum hält sich noch kaum. So habe ich's gesehn und gesagt, ich, Gabriel Bendel, Euer treuer Freund und Eidsgenosse!"

Auf's Neue erhob ſich wilder Lärm unter den Anweſenden. Einige ſprangen gegen den Altar vor und ermahnten mit donnernder Stimme, nun keinen Tag länger zu ſäumen und zu dulden, ſondern das Alphorn in der Frühe des Morgens von den Bergen hinab in die Thäler zum Kampfesrufe ertönen, von allen Hochwachten Flammen zum Wiederſchein in's ganze Land aufſteigen zu laſſen. „Sollen wir allein zurückbleiben," ſagten ſie, „und keinen Theil an dem Ruhme haben, der jetzt zu erndten iſt für ſpäte Zeiten? Sollen wir müßig bleiben und mit untergeſchlagenen Armen zuſehn, daß Andere uns das Gut zurückbringen, das wir von den Voreltern ererbt und das uns Verrath und Uebermacht ſchändlich geraubt haben? Weiß niemand mehr, wie das Schweizervolk bei Sempach und Sanct Jacob, bei Marignano und Giornico gekämpft? Die alte Zeit muß wieder neu werden. Wir ſind noch ſtark, wie die Väter; wir haben Waffen, wie ſie, wir wollen ſie brauchen und uns ſelber helfen, wie ſie es auch gethan."

Da trat Vincenz ruhig und gelassen vor den Altar, so daß die volle Beleuchtung der Kienfackeln auf seine edle, Achtung gebietende Gestalt fiel. Die Sprecher räumten ihm willig den Platz, von vielen der Anwesenden, die ihn als einen der Hauptleute an den Tagen von Rothenthurm und Moorgarten wieder erkannten, wurde sein Name bedeutungsvoll und mit Zusätzen, die seinen Muth und das Vertrauen, das man in ihn setzte, bezeugten, genannt; von andern, die im Thale wohnten, vernahm man Aeußerungen, die ihn als den verwegenen Adlerschützen bezeichneten, dessen glücklich gelungene That allein schon hinreichte, ihm die Bewunderung der Hirten, von denen die meisten auch Jäger waren, zu gewinnen. Er wandte sich nicht zu der Menge, sondern zu Gabriel Bendel, der in der Nähe stand, und sagte zu diesem in einem lauten, Allen vernehmlichen Tone:

„Deine Nachrichten sind erfreulich und ich zweifle nicht an ihrer Wahrheit. Die Franzosen fliehen und die Oesterreicher dringen vor;

du bringst uns schöne Hoffnungen, aber wir müssen mehr wissen, um zu erkennen, wie nahe uns ihre Erfüllung steht. Wo befindet sich jetzt das Hauptquartier der Franzosen, wo das der Oesterreicher?"

„Mein!" rief Bendel mit einem straßburgischen Volksworte, indem er den kecken, dreigespitzten Hut auf ein Ohr schob: „wenn ich offen sagen soll, was ich denke, so muß das Hauptquartier des welschen Befehlshabers morgen oder in ein paar Tagen in Zürich eintreffen, die Oesterreicher aber stehen, wie ich ganz sicher weiß, schon dicht am Rheine und können in jeder Stunde herüberkommen, denn wer will's ihnen wehren, da die leichtfüßigen Republikaner an nichts anders denken, wie an's Laufen, und nicht eher still stehen, als am Züricher Seeufer, wo sie nicht weiter können."

„Die Oesterreicher werden über den Rhein gehen," entgegnete sehr laut Vincenz, „wenn sie es mit ihren Plänen übereinstimmend finden, aber diese kennen wir nicht, und es ist ebensogut möglich, daß sie sich plötzlich gegen

die Grenze Frankreichs wenden, als daß ſie von dieſer Seite das Schweizerland betreten. Dann ſind wir unſerm Schickſale überlaſſen und wehe unſern Vätern, wehe den Weibern und Kindern, wenn wir durch einen übereilten Schritt, durch einen thörigten Aufſtand zur unrechten Zeit die Uebermacht herbeirufen, daß ſie Thäler und Fluren mit den Gräueln der Verwüſtung durchzieht, wie ſie es in Ob- und Niedwalden gethan! Ehrwürdiger Herr," wandte er ſich in der Ueberzeugung zu Pater Cyprian, daß wenige Worte aus deſſen Munde einen mächtigern Eindruck auf die Menge, als ſeine eigenen, mit den beſten Gründen unterſtützten Vorſtellungen machen würden: „Ihr müßt ſelbſt einſehn, daß die Zeit noch nicht gekommen iſt, in der wir der heiligen Jungfrau wirkſam dienen können. Noch ſtehen wir und können uns muthig erheben zu ihrem Schutze; ſind wir aber einmal gefallen — und wir müſſen fallen, bei dem erſten unbeſonnenen Verſuche — ſo iſt Alles verloren, die einzige Hülfe, die letzte Hoffnung. Um Eueres eigenen Wohles, um des Heilig-

thumes willen, dem Ihr dient, beschwöre ich Euch, ermahnt diese Leute zur Ruhe, zur Geduld nur noch auf kurze Zeit, zur stillen Erwartung der Ereignisse, welche die nächste Zukunft entwickeln muß!"

Der Pater sah ihn mit unsichern, ängstlichen Blicken an. Dann ergriff er die Hand des jungen Mannes, zog ihn näher und flüsterte ihm zu:

„Ich darf nicht, mein Sohn! Ich habe gemessene Befehle. Die Noth im Kloster steigt von Augenblick zu Augenblick, die grausame Tücke der fremden, alles Heilige verhöhnenden Buben ist nicht länger zu ertragen."

Indessen sprach sich die Unzufriedenheit der Menge mit den Gesinnungen, die Vincenz an den Tag gelegt hatte, unverholen aus. Niemand wollte von Aufschub, von längerem Erwarten des auswärtigen Beistandes hören. Der stolze Gedanke, sich selbst genug zu seyn, sich selbst alle Hülfe in der Noth zu verdanken, hatte die meisten zu mächtig ergriffen, als daß irgend eine vernünftige Erwägung in ihnen auf-

keimen konnte. Einige bemerkten jetzt den Schützen, der noch immer still und unbeweglich an den Felsen lehnte. „Da ist Walter Brenni," riefen sie laut. „Er versteht auch den Krieg, er soll sprechen und rathen, er soll entscheiden, ob es frisch drauf und dran gehn kann, oder ob wir noch länger wie die feigen Memmen in den Hütten und Kuhställen, bei den Weibern und Kindern, die Gnade andrer erwarten sollen?"

Sie führten ihn zu der Stelle vor, die als die Rednerbühne des nächtlichen Versammlungsortes angesehen werden konnte. Hier stand er ruhig und übersah mit düsterm Blicke den Kreis, den schweigend und erwartungsvoll die Anwesenden um ihn bildeten. Dann ergriff er die Hand des Junkers, zog diesen an seine Seite und sagte mit eintöniger, starker Stimme, der aber immer ihr gewöhnlicher Ausdruck von Schwermuth treu blieb:

„Nicht mich fraget, sondern folget diesem! Wenn die Flamme lodert, wenn der Blutstrom sich ergießen, wenn das Herz des Feindes dem

Schützen zum Ziele dienen soll, dann rufet auf, dann ist Walter Brenni an seinem rechten Platze. Im Rathe tauge ich nicht, da ist dieser der rechte Mann, ein Anführer in alten Schlachten, der Adlerjäger vom Diethelm!"

Diese den meisten unwillkommene Entscheidung aus dem Munde eines Mannes, von dessen bekannter Erbitterung, von dessen tief eingewurzeltem Haße gegen die Republikaner sie eine gänzliche Uebereinstimmung mit ihren eigenen Ansichten erwarteten, würde neuen Widerspruch erfahren haben, wenn nicht, ehe dieser sich noch äußern konnte, eine ebenso überraschende, als seltsame Erscheinung die Aufmerksamkeit aller Anwesenden gefesselt und der nächtlichen Szene eine völlig veränderte Gestalt gegeben hätte.

Fünfzehntes Kapitel.

Eilt, eilt! Sie ſind mir dicht ſchon an den Ferſen,
Des Landvogts Reiter kommen hinter mir.

Von der Höhe des Felſens, an deſſen Fuße ſich kräftig und ſchlank der alte Ahorn erhob, ſah man im Dämmerlichte der Kienflamme eine Geſtalt in dunkelm, weithinflatterndem Mantel mit wunderbarer Behendigkeit herniederklettern. Bald hüpfte ſie von Klippe zu Klippe, bald glitt ſie verwegen an einem Abhange herab, bald ſchwang ſie ſich in einem ungeheuern Sprunge über einen Spalt, deſſen Breite der von unten aufſtaunenden Menge nur durch einen wunderbaren Beiſtand überſchreitbar ſchien. Der ſchwarze Mantel, der ſie umgab, verbarg viele ihrer Bewegungen und bei der Schnelligkeit, mit der ſie den gefährlichen Weg zurücklegte, ſchien ſie zu ſchweben, ohne daß man

zu erkennen vermochte, wie ſie ſich ihrer Hände und Füße bediente. Ihr Ruf, der ſchneidend und gewaltſam von der Höhe des Felſens erklang: „Habt Acht, Eidsgenoſſen! Der Warner ſpricht: Der Feind iſt nahe. Ihr ſeyd verrathen und das Verderben folgt dem Warner auf den Ferſen!“ hatte die Menge verwirrend ergriffen und in eine Beſtürzung verſetzt, die ſich bei dem wunderbaren Anblick, den das raſche Niederſteigen der ſeltſamen, dunkeln Geſtalt bot, in Staunen und Befremden auflöſte. Vincenz blickte unruhig auf den neuen Ankömmling und trat dem Baume näher, an dem die Kienbrände noch ein ſchwachleuchtendes Feuer unterhielten. Es war etwas in ſeiner Seele, das ihm ſagte, dieſe Stimme der Warnung, ſo wunderlich ſie ſich auch erhebe, ſey nicht zu verwerfen und der Verrath werde plötzlich einbrechen über die waffenloſe Verſammlung, wie jene ihn verkündete. Gabriel drängte ſich an ihn und flüſterte:

„Donner und Doria, das iſt der tollgewordene Prieſter Marianus, der die Ein-

ſiedler vom Ezel heimſchickte, gerade als ſie ſtehn und fechten ſollten. Nur ein Verrückter iſt im Stande, den Felſen herabzutanzen, wie er es thut. Aber es iſt doch eine eigene Sache, daß er gerade jetzt kommt und ſchreit und uns allarmirt. Verachtet nicht ganz ſeine Rede! Kinder und Narren ſagen die Wahrheit, ſo lautet ein altes Sprichwort, und: Beſſer bewahrt, als beklagt! mahnt uns ein andres."

Es war in der That der ehemalige Pfarrer Marianus von Einſiedeln, der jetzt, den letzten Abhang des Felſens eilig herabſtürzend, in der Mitte der Anweſenden erſchien. Seine Züge waren bleich und verwildert, ſein Haar ſträubte ſich empor, ſeine Augen rollten unruhig in ihren Hölen, und das ganze Aeußere des Mannes, der ein grenzenloſes Vertrauen mit ſchwarzem Verrath gelohnt hatte, trug das Gepräge des Wahnſinns. Er lachte laut und widerlich auf, als er den Pater Cyprian bemerkte, der ihn erſchrocken anblickte.

„Biſt auch du da, Brüderchen," rief er, „und willſt deinen Schwachkopf zu Markte brin-

gen den Käufern, die gleich erſcheinen werden? Ja, ja, ihr Leute, ihr ſeyd wieder verrathen, aber diesmal nicht von einem Prieſter, ſondern von dem Gottſeybeiuns ſelbſt, der den Freiheitsmützen euer Treiben ins Ohr geflüſtert hat! Gebt nur Acht! Gleich bricht das Gewitter los, der Blitz ſchlägt ein, aber mich trifft er nicht, mich nicht, denn ich bin feſt gegen Alles, gegen Feuer und Waſſer, gegen Eiſen und Stahl.“

Alle hatten ihn erkannt. Flüche und Verwünſchungen wurden laut, einige von den Männern, welche mit Knitteln verſehen waren, erhoben dieſe und wollten auf ihn eindringen. Aber ehe noch die Drohungen, die ihn beſtürmten, zu Thaten werden konnten, gingen die Worte ſeiner Warnung in Erfüllung. Von dem Felſen herab, aus dem Dickigt hervor, fielen Flintenſchüſſe und der Ruf: vive la Republique! bezeichnete hinlänglich diejenigen, welche feindlich die Ruhe der Nacht unterbrachen.

„Zerſtreut Euch über die Sihl hinüber!“ rief Vincenz im weithallenden Commandotone.

Zugleich riß er die brennenden Fackeln herab und schleuderte sie in eine Vertiefung mit Wasser, wo sie verlöschten. Dunkelheit umgab mit einemmale Alles. Man vernahm nur das Geräusch der in wilder Verwirrung fliehenden, waffenlosen Landleute, ein entsetzliches Hohngelächter, das Vincenz dem wahnsinnigen Marianus zuschrieb, das Geschrei und Waffengetöse der herandringenden Feinde. Vincenz bewahrte in diesem Augenblicke seine ganze Kälte und Besonnenheit. Er schlich mit leisem, aber raschem Schritte, indem er sich mit den Händen an der Felsenwand fortfühlte, von dem Ahorn bis zu der Stelle hin, wo, wie ihm schien, Walter Brenni früher gestanden hatte. Er flüsterte dessen Namen, er lauschte auf Antwort; allein diese wurde ihm nicht und mitten unter den schwarzen Gestalten, die jetzt den Sammelplatz einnahmen, die in französischer Sprache tausend Verwünschungen gegen die feigen Kuhhirten ausstießen, von keinem Commando geleitet, ihre Gewehre aufs Geradewohl, ob sie Freund oder Feind träfen, abfeuerten,

würde seine Lage sehr bedenklich geworden seyn, wenn ihn seine Geistesgegenwart einen Moment verlassen hätte. Die dunkle Masse der Franzosen drang an ihm vorüber, ohne ihn zu bemerken. Er erreichte glücklich das Ende des Felsenvorsprungs, wo dieser sich gegen das zurückstehende Gebirg hinzog, und nun schlüpfte er hinter den Bäumen weg nach einer ebenen Gegend des Sihlstroms hin, wo er diesen leicht zu überspringen gedachte. Er hörte in der Nähe den tactmäßigen Schritt der vordringenden Krieger, er hörte ihre Drohungen, ihre Verwünschungen, daß ihnen die sicher vermeinten Opfer entgangen waren. Eine andere Schaar Franzosen, die mit ihnen zugleich über die Sihl herüber den Hirten in den Rücken fallen sollte, mußte sich verirrt haben und war im entscheidenden Augenblicke nicht erschienen. Vincenz war den Feinden, die sich am Ufer der Sihl hinauf, deren Bett sie nicht zu überspringen wagten, in die obere Gegend des Thales zogen, oft so nahe, daß nur eine Reihe Bäume ihn von jenen trennte. Seine schlanke Gestalt, seine

Gewandheit, ſein leichter Tritt und die Ueberzeugung, daß eine ſolche Kühnheit von keinem unter ihnen geahnt würde, gaben ihm die Fähigkeit und die Ruhe, deren ein Unternehmen dieſer Art bedurfte. Endlich ſchien es ihm rathſam zurückzubleiben. Diejenigen, welche auf dieſem Ufer des Fluſſes die obere bewohnte Thalgegend erreichen wollten, mußten einen großen Umweg machen, der ihnen von den Krümmungen des Strombettes vorgeſchrieben wurde. Suchte er an der Stelle, wo er ſich befand das jenſeitige Ufer zu erreichen, ſo konnte er eine halbe Stunde früher dort ſeyn, bei Seppi's Schwiegereltern Lärm machen, dieſe vorbereiten und, woran ihm viel gelegen war, ſeine und Walter Breuni's Kugelbüchſen in Sicherheit bringen. Einmal kam ihm der Gedanke, oben im Thale die Männer zu verſammeln, ſie raſch ſich bewaffnen zu laſſen und dem Feinde Widerſtand zu leiſten, er verwarf ihn aber ſogleich wieder als thörigt, denn wo waren die Zerſtreuten zu finden, wie hätte ein unbedeutender Haufen Landvolks, eilig und ſchlecht bewaffnet, den gut

gerüsteten und übermächtigen Feind, der in jedem Augenblicke Verstärkung erwarten durfte, zurückgehalten?

Er hörte die Feinde sich immer weiter entfernen, er trat jetzt aus dem Dickigt hervor an's Ufer der Sihl, um, so viel es die Dunkelheit erlaubte, eine Stelle zu erspähen, wo der Uferrand weit hervorragte und ihm Gelegenheit bot, sicher auf den niedriger liegenden, gegenüber befindlichen Boden zu gelangen. Die herrschende tiefe Finsterniß erschwerte eine jede deutliche Wahrnehmung. Vincenz wußte, daß der Mond bald aufgehen müsse, aber er durfte nicht säumen, denn jeder Augenblick brachte die Feinde dem Orte näher, den er vor ihnen erreichen wollte. Schon klangen Flintenschüsse vom obern Theile des Thales herab und wenn es gleich wahrscheinlich war, daß diese von den Franzosen herrührten und zwecklos in die Finsterniß gesandt wurden, so dünkte es ihm doch auch möglich, daß einige unbesonnene Männer des Landes zu den Waffen gegriffen haben könnten, um einen Widerstand zu leisten, der nur

Verderben in ihre Wohnungen, Unglück zu den ihrigen bringen konnte. Von Besorgniß und von dem Drange ergriffen, sich diesem unheilvollen Unternehmen zu widersetzen, versuchte er am Ufer hinabzuklettern, um tief unten den Strom zu durchwaten oder über Steine und Baumstämme ihn zu überschreiten. Bald aber überzeugte er sich, daß dieses an dem steil niederlaufenden, sich nach Innen senkenden Ufer unmöglich sey. Er sah sich genöthigt, wieder zurückzukehren, er entschloß sich nun, als er den obern Rand wieder erreicht hatte, seinem Glücke zu vertrauen und mit einem kühnen, weiten Sprunge die Kluft, welche in dunkler Tiefe der Strom durchrauschte, zurückzulegen. Schon hatte er den muthigen Anlauf genommen, schon war er im Begriff, die verwegene That auszuführen, als er sich plötzlich von hinten am Arm ergriffen fühlte und ihm, als er sich überrascht umblickte, der Schein eines bloßen Degens und die goldnen Verzierungen einer feindlichen Uniform durch die Dunkelheit entgegenglänzten.

„Ergieb dich oder du bist des Todes!“

ſprach eine tiefe männliche Stimme und er ſah den Schimmer des Stahls über ſeiner Bruſt ſchweben. Er erkannte die dunkeln Umriſſe einer hohen Geſtalt, wie eine bekannte Erinnerung traf der Ton der Stimme ſein Ohr; aber in dieſem Augenblicke, wo der Tod dräuend nahe ſtand, blieb nicht Zeit zu überlegen und ſich in Nachſinnen zu verlieren. Hier galt es ein entſchiedenes, kühnes Handeln, hier mußte der Waffenloſe dem Bewaffneten durch Gewandtheit, Kraft und Entſchloſſenheit überlegen zu werden ſuchen. Mit einer raſchen Wendung machte Vincenz ſeinen Arm von der Hand des Gegners frei, im nämlichen Augenblicke umſchlang er ihn mit den nervigen Armen, ſo daß nun Bruſt an Bruſt lag, ein Antlitz dem andern, jedem unkenntlich, nahe ſtand und der Angreifende ſich ſeiner Waffe nicht mehr bedienen konnte. Er ſchien auch ihre Hülfe zu verſchmähen, als er bemerkte, daß er es mit einem Manne zu thun hatte, der nur der Hülfsmittel, die ihm Natur und Uebung gegeben, ſich zu ſeiner Vertheidigung bediente. Er ließ den

Degen fallen. Man hörte ihn von Stein zu Stein in das Flußbett stürzen. Jetzt zeigte sich der Angreifende als einen ebenso starken und gewandten Ringer, wie sein Gegner. Er wußte dessen Bemühungen, einen Vortheil über ihn zu gewinnen, geschickt zu vereiteln, er nahm aber auch wahr, daß jener mit ebenso vieler Besonnenheit und Kraft jeder Wendung, jeder veränderten, auf verderbliche Ueberraschung berechneten Angriffsweise entgegentrat. Keiner von ihnen sprach, nur ein tiefes Stöhnen, durch die beiderseitigen Anstrengungen hervorgebracht, drang aus der gepreßten Brust. Einer fühlte den warmen Odem des andern an seiner Wange, die Herzen schlugen gegen einander. Der Kampf dauerte schon mehrere Minuten, unentschieden, keinem von beiden einen Vortheil bietend, auf einem kleinen Raume dicht am Rande des steil niederstürzenden Ufers.

Da tönte ein wilder Gesang, in welchem beide das ça ira der Republikaner erkannten, da näherte sich Waffengetöse aus dem Thale

herauf. Vincenz mußte in einer mächtigen Anſtrengung alle ſeine Kräfte aufbieten, um dem Augenblicke den Sieg abzuringen, ſonſt war er verloren. Er ließ plötzlich den Gegner, den er um den Leib geſchlungen hielt, los, drängte ihn mit einem heftigen Stoße gegen die Schultern von ſich ab, ergriff ihn dann wieder tiefer unten um die Kniee, hob ihn hoch auf und ſchwang nun den frei Schwebenden nach der Tiefe des Strombettes hin, in der Abſicht, ſich ſeiner auf dem einzigen Wege, der ihm jetzt möglich ſchien, zu entledigen. Aber auch der Gegner erkannte die Wichtigkeit des Momentes. Er ſah ein, daß er in dieſer äuſſerſten Gefahr dem Entſchluſſe, ſeinen Feind mit gleichen Waffen zu bekämpfen, untreu werden müſſe. Er zog ein Piſtol aus ſeinem Gürtel, er taſtete nach dem Haupte ſeines Bedrängers, er näherte dieſem das Schießgewehr, um, ehe noch der furchtbare Sturz in die Stromſchlucht ſtatt fand, ihm das Gehirn zu zerſchmettern. Aber ein einziger Augenblick, wie von dem Gebote eines höhern Weſens hervorgerufen, ver-

änderte mit einemmale die Lage der Sache. Der Mond trat über die Bergwand jenseits des Sihlstromes hervor und ergoß sein mildes Licht über die Gegend und über den Kampfplatz. Von einer gleichen Empfindung ergriffen, starrten sich, ehe einer von beiden den entscheidenden Schritt gegen das Leben des andern unternahm, die beiden Gegner an. Sie erkannten sich. Ein Schauer durchzuckte im nämlichen Augenblicke beide.

„Lothar!“ rief der eine und ließ kraftlos die Arme sinken, die zum Brudermorde gehoben waren.

„Vincenz!“ sprach mit versagender Stimme der andere und schleuderte das Pistol weit von sich hinweg in den Strom. Immer näher tönte das ça ira der heranrückenden Franzosen, deutlicher erklang das Geräusch ihrer Waffen; aber die Brüder hörten nichts. Sie standen einander gegenüber und sahen sich schweigend an. Der Gedanke ihres entsetzlichen Zusammentreffens hatte sich aller ihrer Seelenkräfte bemeistert.

Sie hatten am Rande eines Abgrundes geſtanden, in welchem das furchtbarſte Verbrechen auf ſein Opfer lauerte, aus dem für den Ueberlebenden ewige Gewiſſensqual, Reue ohne Maaß und Verſöhnung heraufdrang. Endlich ſanken ſie einander in die Arme. Die Herzen ſchlugen wieder gegen einander, die Arme hielten ſich umſchlungen. Der Odem des Mundes berührte die Wange, aber es war jetzt die Liebe, die ſie einander nahe brachte, nicht der Haß und die Mordluſt. Lothar weinte laut, Vincenz preßte ihn inniger an ſich, aber ſein ſtarkes Gemüth war wiederum gefaßt und wußte ſich zu beherrſchen. Jetzt brach Lothar, von dem Lärm der näher kommenden Krieger gemahnt, das Stillſchweigen und ſagte ängſtlich:

„Bruder, du mußt fliehn! Der Wald, die Gebirge bieten dir Sicherheit. Ich vermochte nicht, dich zu ſchützen vor mir ſelber, wie könnte ich es vor jenen, die das Band des Blutes verhöhnen, die meine Fürſprache ſtrafbar finden würden? Glaube mir, dein Weg, wenn er

dich auch in die Wüste der Felsen, in das Gebiet des ewigen Eises führt, ist schöner und freudiger, als der meine! Du bist der Beneidenswerthe, ich ein elender Gegenstand des Mitleids. Wir wollen vergessen, wie wir uns fanden, wir wollen an dieses Wiedersehn denken, wie an einen schönen Augenblick unseres Lebens, das ein Sonnenglanz traf, und nicht an die dunkle Wetterwolke, durch welche die Sonne sich Bahn brechen mußte. Aber fliehe, Bruder! Kein Augenblick ist mehr zu verlieren; wenn du mich, wenn du deine Elisabeth liebst, so verlasse diese Stelle und suche das Dunkel, die Einsamkeit des Waldes!"

Schon waren die Franzosen, die das Thal heraufzogen, sehr nahe. Eine Abtheilung hatte, von dem Lichte des aufgehenden Mondes begünstigt, an einer schmalen Stelle den Strom überschritten und rückte nun auch auf dieser Seite heran.

„Lothar," sagte in einem sehr ernsten Tone Vincenz, indem er die Hand des Bruders

zum Abschiede ergriff, „dir liegt die traurige Pflicht ob, die Feinde unseres Vaterlandes gegen die friedlichen Hütten seiner Bewohner zu führen. Denke daran, daß du ein Schweizer bist! Schütze die Unschuld, halte das Verderben von den Wohnungen des Friedens zurück, hemme die Gräuel, die fremder Muthwille, grausamer Hohn auf die Häupter der Wehrlosen häufen möchte. Thue dazu, was in deinen Kräften steht, versprich mir es, Lothar!“

„Ich will es!“ preßte aus tiefer Brust der Unglückliche hervor, der die Mahnung des Bruders, aber auch den Stachel, den sie verhüllen sollte, schmerzlich empfand.

„Oben im Thale,“ fuhr Vincenz fort, „findest du Seppi Füeli, die Freundin unserer Kindheit, bei ihren Schwiegereltern. Verleihe ihr deinen Schutz, lasse sie sicher gen Egeri hinabgeleiten.“

Lothar versprach es mit einem stummen Kopfnicken. Da tönte ganz nahe bei ihnen das

wilde, blutgierige ça ira. Noch einmal lagen ſich die Brüder in den Armen. Dann trennten ſie ſich. Vincenz verſchwand in das Dunkel des Waldes, während Lothar, von traurigen Gefühlen ergriffen, ſeinen Waffengenoſſen entgegenging.

Bayerische Staatsbibliothek München

hbinderei
immel & Sohn
nchen 82
urger Landstr.283
/93